



Bericht des Präsidenten

Panoptikum «Best Practice»

Vier Beispiele gelungener heilpädagogischer Arbeit

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser

Eine der dankbaren Aufgaben eines Redaktors unseres Mitteilungsblattes ist bekanntlich, dass man in jedem Editorial Glückwünsche zum neuen Jahr anbringen kann. In der letzten Ausgabe zum neuen Schul- und in dieser zum neuen Kalenderjahr. Und man kann beim jeweils fälligen Rück- bzw. Ausblick stets aus dem Vollen schöpfen. Beides wird im Bericht des Präsidenten auf Seite 2 ausgiebig getan. Du entnimmst ihm, was schulpolitisch auf Kantons-ebene alles so läuft, woran gearbeitet wurde und was alles noch ansteht.

Ein Meilenstein im vergangenen Jahr war sicher die Verabschiedung des Positionspapiers an der HV vom letzten September. Damit haben die Mitglieder ein klares Zeichen gesetzt und dem Vorstand der KSH einen gewerkschaftlichen Auftrag für die kommenden Jahre gegeben. Es gilt, offensichtliche Verschlechterungen der Rahmenbedingungen in der ISF zu korrigieren. Über die weiteren Schritte in dieser Sache, wird es bald mehr zu lesen geben.

Das Positionspapier war der Aufhänger unserer letzten Ausgabe. Wir prangerten darin Missstände an und stellten Forderungen nach besseren Arbeitsbedingungen, die zur Erfüllung der Aufgabe der SHP im ISF grundlegend notwendig sind.

In der vorliegenden Ausgabe nun legen wir den Fokus grundlegend anders und unterlegen unsere Forderungen mit vier Beispielen guter heilpädagogischer Arbeit. Unser Schwerpunkt «Best Practice» hat nicht den Anspruch, umfassend zu sein – mag aber doch als exemplarisch gelten für die Vielfalt unseres Berufsfeldes, innerhalb dessen auf allen Ebenen und Spezialgebieten vorbildliche Arbeit geleistet wird, auf die wir als Berufsleute stolz sein dürfen.

Eine zweite dankbare Aufgabe des Redaktors ist es, vielerorts zu Besuch gehen zu dürfen. Im vergangenen Semester war dies eine Visite im Förderzentrum Goldach, bei der Stiftung wahrnehmung.ch und dem Heilpädagogischen Dienst in St.Gallen. In Goldach (Seite 7) fand man eine Lösung zu einer niederschweligen und effizienten Förderung von Oberstufenschülerinnen und -schülern, die das Beste aus Integration und Separation in sich vereinigt. Bei der Stiftung wahrnehmung.ch (Seite 13) hat man seit Jahren Erfahrung im Bereich Beratung und Unterstützung von Sonder- und Regelschulen gesammelt und weiss, wie sie gelingt. Beim Heilpädagogischen Dienst St.Gallen-Glarus (Seite 16) sind Fachfrauen für die Heilpädagogische Früh-erziehung mit grossem Know-how und nicht minder viel Idealismus am Werk. Die Besprechung einer Masterthese (Seite 10), die den Ausbildungsstand der Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen deutschschweizweit untersucht, bildet den vierten Schwerpunkt-Beitrag. Und auch hier darf im Voraus verraten werden, dass wir gar keine schlechte Figur machen.

Wir hoffen, mit diesem Heft ein positives Bild der Schulischen Heilpädagogik in unserem Kanton zu zeichnen und dir damit eine gute Portion Berufsstolz und Freude an den Start ins neue Jahr mitzugeben. Wir wünschen Glück und Zuversicht für die mannigfaltigen Aufgaben in all den Schultagen die kommen.

Stephan Herzer

INHALT

Bericht des KSH-Präsidenten	2
Panoptikum «Best Practice»	
Die Quadratur des Kreises – Förderzentrum Goldach	7
Gut genug für die Besten? – Erhebung des Wissensstandes der SHP zum Thema Hochbegabtenförderung	10
Jeder Fall ist ein Einzelfall – die Stiftung wahrnehmung.ch im Gespräch	13
Kein Schoggi-Job, aber der beste, den es gibt – zu Besuch beim Heilpädagogischen Dienst St.Gallen-Glarus	16
Kontaktadressen	20
Impressum	20



Zum Titelbild

Dies ist ein Heft über gute Arbeit. Über unsere gute Arbeit. Ein Heft über Vielfalt und Aspekte dieser Vielfalt. Eins über die Gemeinsamkeit, verschiedenen zu sein und trotzdem einem kunstvollen Ganzen anzugehören.

Bericht des KSH-Präsidenten



Daniel Baumgartner
Präsident KSH

I. Rückblick der HV vom 9. September 2017 in der GBS St.Gallen

Die Hauptversammlung stand ganz im Zeichen des Positionspapieres «Integrierte Schulische Förderung (ISF) im Kanton St.Gallen – Positionspapier der KSH SG/AI zum Berufsauftrag der Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen». Ausführlich habe ich die Haltung und die

Erkenntnisse des Vorstandes den Mitgliedern an der Jahresversammlung vorgestellt. Sowohl digital wie auch in Papierform liegt das Papier den Mitgliedern der KSH vor. Einige Mitglieder äussern dem Vorstand gegenüber Komplimente für diese Arbeit! Das Positionspapier sei leichtverständlich, man fühle sich als SHP gut aufgehoben. Ich kündigte an, dass die KSH die Sozialpartner über dieses Positionspapier in Kenntnis setzen werde und versucht wird, die Forderungen in Taten umzusetzen. Dabei ist sich der Vorstand bewusst, dass dies nicht von heute auf morgen geschehen wird, sondern einen längeren Prozess bedingt. An dieser Stelle möchte ich mich im Namen des Vorstandes bei allen Mitgliedern der KSH für das Vertrauen und die einstimmige Genehmigung dieses Papiers bedanken. An zwei Vorstandssitzungen hat der KSH-Vorstand das weitere Vorgehen beraten und am 9. Gipfeltreffen (KSH-Vorstand mit den Vertretungen SHP in den Pädagogischen Kommissionen) vom 12. Dezember 2017 haben wir das unten veröffentlichte Schreiben verabschiedet und den aufgeführten Gremien zugestellt.

II. Schreiben an die Präsidien ER, SGV, VLSLG:

- Erziehungsrat des Kantons St.Gallen, Herr Stefan Kölliker, Regierungsrat
- Verband St.Galler Volksschulträger (SGV), Herr Thomas Rüegg
- Verband Schulleitungspersonen St.Gallen (VLSLG), Herr Freddy Noser

Der Vorstand der Konferenz der Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen (KSH) hat in den Jahren 2013 und 2015 zwei grössere Umfragen unter ihren Mitgliedern zum Thema Rahmenbedingungen in der Integrierten Schulischen Förderung (ISF) durchgeführt. Die Ergebnisse wurden in den KSH-Mitteilungsblättern Nummer 33 und 36 veröffentlicht (www.ksh-sgai.ch). Die Befunde ergeben unter anderem, dass in der Integrierten Schulischen Förderung (ISF) immer weniger Schulische Heilpädagoginnen/Schulische Heilpädagogen im Vollpensum unterrichten und Teilzeitmodelle sind mittlerweile die überwiegende Regel. Ebenso scheint eine verstärkte Abwanderung von Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen aus dem Setting Integrative Schulform feststellbar.

Nach unseren Einschätzungen haben sich die Rahmenbedingungen für die Arbeit der Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen in der integrierten schulischen Förderung mit der Einführung des geltenden Berufsauftrages wahrnehmbar verschlechtert. Es wird zunehmend schwierig,

den Berufsauftrag mit den entsprechenden Erwartungen zu erfüllen.

Der Vorstand der KSH sah sich in der Verantwortung, aufgrund ihres Mandats dem gesamten Konvent ein Positionspapier vorzulegen. Anlässlich der Hauptversammlung vom 9. September 2017 hat die Mitgliederversammlung dem vorliegenden Positionspapier einstimmig und ohne Enthaltung zugestimmt. Nach einer Standortbestimmung und einer Analyse des Berufsverbandes geht es nun darum, mit Gelingensbedingungen und Forderungen einen Blick in die Zukunft zu werfen, damit der Unterricht professionellen Qualitätsansprüchen genügt und den Schülerinnen und Schülern mit besonderen Bedürfnissen Lernfortschritte ermöglicht. Für eine erfolgreiche Umsetzung des Berufsauftrages in der Praxis sind folgende Forderungen von zentraler Bedeutung:

1. Anzahl zu betreuender Klassen

Um die Professionalität bei einem Pensum von 100% zu gewährleisten, ist die Obergrenze von Klassenbetreuungen ohne zusätzliche ILZ-Verantwortung bei 6 betreuten Klassen erreicht. Auch muss die Streuung der Klassen über die Stufen innerhalb der Zyklen beachtet werden.

2. Individuelle Lernziele

Um die Professionalität bei einem Pensum von 100% zu gewährleisten, muss berücksichtigt werden, wieviele Schüler mit wievielen ILZ in diesen Klassen unterrichtet werden. Zudem ist die Streuung über die Zyklen zu berücksichtigen.

3. Fallführung

In diesem Punkt sieht die KSH die Schulleitungen in der Verantwortung. Für Fallführungen, welche den Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen übertragen werden, stehen ihr entsprechende Zeitressourcen aus dem Pensum-pool zu.

4. Flexibilität

Dies bedeutet, dass die Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen in einem gewissen Rahmen selbstverantwortlich ein zielführendes Zeitmanagement führen dürfen und Zeitressourcen unter den Arbeitsfeldern verschieben können.

Wir sind uns bewusst, dass die notwendigen Verbesserungen der Rahmenbedingungen in der integrativen Schulform einen bestimmten Zeitraum in Anspruch nehmen werden und nur gelingen können, wenn die Sozialpartner in einen konstruktiven Dialog treten. Wir erlauben uns daher, in einem ersten Schritt die folgenden Fragen an Sie zu richten:

1. Teilen Sie im Grundsatz die Einschätzung des Konventes in der Analyse der Problemfelder bei der Umsetzung der Integrativen Schulischen Förderung (ISF)?
2. Welche Lösungsvorschläge und Möglichkeiten sehen Sie in Ihrem Gremium (Erziehungsrat, Verband St.Galler Volksschulträger [SGV], Verband Schulleitungspersonen St.Gallen [VLSLG]), um die Situation in der ISF und letztlich bei den Lehrpersonen a) mittelfristig und b) langfristig zu verbessern?

Durch die beiden Umfragen bei der Basis sind wir um die Zukunft der Integrativen Schulischen Förderung (ISF) sehr

besorgt und wir sehen im einstimmigen Entscheid an der Hauptversammlung vom September 2017 einen klaren Auftrag, mit Ihnen nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen.

Beiliegend finden Sie unser Positionspapier in gedruckter und digitaler Form. Schon jetzt möchten wir Ihnen für Ihre Rückmeldung danken.

Brief zur Kenntnis an: (per E-Mail)

- Kantonalen Lehrerinnen- und Lehrerverband (KLV)
- Präsidien der Konvente
- Präsidien der Pädagogischen Kommissionen

III. Vernehmlassung: «Kantonsratsbeschluss über den Sonderkredit für die IT-Bildungsoffensive»

Zuhanden des KLV-Vorstandes hat die KSH folgende Stellungnahme abgegeben:

1. Allgemeine Bemerkungen

Wir unterstützen den Bericht des Bildungsdepartements vom 29. August 2017 zum «Kantonsratsbeschluss über den Sonderkredit für die IT-Bildungsoffensive». Ebenfalls erachten wir es als sehr sinnvoll, wenn ein solches wegweisendes Projekt in allen Bildungsstufen zum Tragen kommt und somit auch möglichst breit angelegt und abgestützt ist:

1. Einbezug der Pädagogischen Hochschule St.Gallen mit Auswirkungen auf die Lehrerbildung und somit auf die Volksschule und Sekundarstufe II in Lehre, Forschung und Unterricht an der Basis.
2. Einbezug der drei Fachhochschulen des Kantons St.Gallen in der Forschung und Entwicklung in einem Campus mit Kompetenzzentrum.
3. Einbezug der Universität St.Gallen mit einem Schwerpunkt in Informatik und Management mit der Schaffung von neuen Instituten.
4. Die Einbindung eines privatrechtlichen Vereins ist in dieser Form zu wenig transparent (Statuten, Mitgliedschaft, Zweck etc.) und bedarf einer Klärung. Wir vermissen in dieser Umschreibung der Vernetzungsplattform für Praktikumseinsätze die Aufgabenstellungen und Einbindung des Amtes für Berufsbildung (BLD) und des Amtes für Wirtschaft (DI).

Bemerkungen zu einzelnen Punkten:

3.1 Fokus auf Spitze und Breite (Seite 5/26)

Die Breitenwirkung der IT-Bildungsoffensive über die gesamte Ausbildung auf allen Stufen ist zwingend und durchaus sinnvoll. Es ist richtig, dass ab dem zweiten Zyklus der Volksschule ein grosser Handlungsbedarf besteht, dies vor allem in Hinblick auf die Digitalisierung der Lehrmittel.

3.3 Sondereffort (Seite 7/26)

Ein Sondereffort ist nur dann zu unterstützen, wenn dem Kantonsrat konkrete Massnahmen mit einer klaren Priorisierung vorgelegt werden.

3.4 Befristeter Aufwand, nachhaltiger Ertrag (Seite 7/26)

Die KSH begrüsst auch das Kostendach mit einer Flexibilität und den 8-jährigen Zeithorizont.

3.7 Fokus auf Ausbildung, nicht Infrastruktur (Seite 8/26)

Dies ist nach unserem Verständnis ein entscheidender Aspekt. Die Infrastruktur muss (sollte) zum Zeitpunkt des Beginns der IT-Bildungsoffensive vorhanden sein. Anpassungen auf die Software sollten durchaus möglich sein.

3.8 Aktivität in kantonaler Zuständigkeit (Seite 8/26)

Der Lead bleibt beim Kanton und nicht bei den Trägern.

4 Zielsetzung (Seite 8/26)

Die Breite eines Projektes verspricht, dass nicht nur eine Elite vom Angebot profitieren kann, sondern auf allen Stufen ist die Umsetzung des Projektes sichtbar.

5 Schwerpunkte, Leitinitiativen und Massnahmen (Seite 9/26)

Wie bei den Allgemeinen Bemerkungen darauf hingewiesen, möchten wir hier unsere Stellungnahme wiederholen: Die Einbindung eines privatrechtlichen Vereins ist in dieser Form zu wenig transparent (Statuten, Mitgliedschaft, Zweck etc.) und bedarf einer Klärung. Wir vermissen in dieser Umschreibung der Vernetzungsplattform für Praktikumseinsätze die Aufgabenstellungen und Einbindung des Amtes für Berufsbildung (BLD) und des Amtes für Wirtschaft (DI). In dieser Frage erwarten wir eine konkrete Nachbesserung.

5.2 Kompetenzzentrum für Digitalisierung und Bildung an der PHSG (Seite 11/26)

Wir teilen die Feststellungen beim Handlungsbedarf und hier sind Verbesserungen dringend angezeigt: didaktisch aufgebaute, digitale Lerninhalte und Lernmedien, auch stellen wir einen Handlungsbedarf bei der Aus- und Weiterbildung der Lehrpersonen fest.

In diesem Abschnitt vermissen wir Ausführungen zu den «neuen Konzepten» für den Unterricht.

Wenn Konkretisierungen zum Lehrplan 21 in Aussicht gestellt werden, drängt sich die Frage der Zusammenarbeit mit andern Kantonen auf oder strebt der Kanton St.Gallen einen Alleingang an?

Schul-Wiki St.Gallen wäre eine innovative und nachhaltige Form der Vernetzung von Wissen in jedem Schulfach im Kanton und ein interaktives «Schulbuch» ist für alle Stufen erstrebenswert.

5.3 Gemeinsames Kompetenzzentrum für Angewandte Digitalisierung der Fachhochschulen (Seite 13/26)

Eine standortsübergreifende Zusammenarbeit ist absolut erstrebenswert! Ein Digitaler Campus ist eine geeignete Schnittstelle und Möglichkeit für die Koordination von Forschung, Wissen und Erkenntnissen. Der Transfer in die Wirtschaft mit einer praxisnahen Entwicklungsumgebung muss stattfinden und in der Praxis anwendbar sein.

5.4 Schwerpunkt Informatik und Management an der HSG (Seite 16/26)

Ein Forschungs- und Studienschwerpunkt Informatik und Management wird an der Uni St.Gallen aufgebaut.

5.5 Bildung und Wirtschaft vernetzen (Seite 17/26)

Die Idee und die Absichten sind nachvollziehbar, aber zu wenig konkret.

Der Verein IT St.Gallen bedarf weiterer Informationen: Zweck, Mitgliedschaft, Statuten etc.

Wir vermissen in dieser Umschreibung der Vernetzungsplattform für Praktikumseinsätze die Aufgabenstellungen und Einbindung des Amtes für Berufsbildung (BLD) und des Amtes für Wirtschaft (DI).

6 Umsetzung (Seite 20/26)

Das Organigramm ist verständlich und nachvollziehbar.

Wir unterstützen die jährliche Berichterstattung vom Stand der Umsetzung der IT-Bildungsoffensive an die Regierung und die jährliche schriftliche Information über den Programmfortschritt an den Kantonsrat.

Didaktischer Hinweis:

Schematische Darstellungen aus dem Expertenbericht IT-Bildungsoffensive (z.B. Abbildung 9, 10) würden die Lesbarkeit unterstützen und eine Veranschaulichung ermöglichen.

Schlussbemerkung:

Die Medienzeit der Schülerinnen und Schüler muss aus pädagogischer Sicht zwingend kritisch überwacht werden, respektive begrenzt werden.

Im Grundsatz unterstützen wir die IT-Bildungsoffensive und erwarten von den Instituten und dem Campus, dass die Erkenntnisse und das Wissen die Basis erreichen und von der Basis (Lehrpersonen und Schülerschaft) angewandt werden können.

IV. Interpellation 51.17.78; Kindertagesstätten für kleine Kinder mit einer Mehrfachbehinderung im Kanton St.Gallen – ein Entlastungsangebot für Eltern

www.ratsinfo.sg.ch -> *Geschäftssuche 51.17.78*

Zusammen mit Sandro Hess (CVP), Schulleiter, Balgach und Dr. Andreas Hartmann (FDP), Arzt, habe ich als Erstunterzeichnender folgende Interpellation eingereicht:

Eltern mit kleinen Kindern mit einer Mehrfachbehinderung stossen in der Betreuung ihres Kindes immer wieder an Grenzen. Nicht nur die Familie, sondern auch die Geschwister, die Partnerschaft wie auch die Verwandtschaft sind dadurch stark gefordert und das private Betreuungsnetz wird stark beansprucht. Die betroffenen Familien leisten einen immensen persönlichen und meistens auch erheblichen finanziellen Aufwand.

In meiner Interpellation 51.14.20 «Modelle zur Entlastung von Eltern mit einem Kind mit einer Behinderung» habe ich die Thematik allgemein im Kontext der Kinder und Jugendlichen im Volksschulbereich dargelegt und die Regierung bezieht sich in ihrer Antwort auf die Umsetzung und Implementierung des Sonderpädagogik-Konzepts, welches seit Mai 2015 im Kanton St.Gallen in Kraft ist. Die Finanzierung von heilpädagogischer Frühförderung, Logopädie im Vorschulalter, sowie Hör- und Sehberatung ist finanziell geregelt, nicht aber die Entlastungsangebote im Vorschulalter. Hier sind die Eltern auf sich alleine gestellt. Im Kanton St.Gallen besteht eine Angebotslücke für die Finanzierung dieser Entlastungsangebote im Vorschulbereich und gesetzliche Grundlagen fehlen.

Beiträge der Invalidenversicherung, zum Beispiel Hilfenlosentschädigung oder Intensivpflegezuschlag, werden frühestens ab dem Alter von 2–3 Jahren ausbezahlt und bieten eine willkommene finanzielle Entschädigung für den Aufwand der Eltern, nicht aber eine dringend notwendige zeitliche Entlastung. Die regulären Kindertagesstätten (KiTa), welche oft von den Gemeinden subventioniert werden, können aufgrund ihrer begrenzten Betreuungsmöglichkeiten keine Kinder mit hohem Betreuungsaufwand und medizinischem Pflegebedarf aufnehmen.

Das Projekt «KiTa plus» hat ein Programm entwickelt, um Rahmenbedingungen zu schaffen, damit Kinder mit beson-

deren Bedürfnissen eine öffentliche KiTa besuchen können. Dieses Projekt ist sehr zu begrüßen. Es eignet sich aber nur für Kinder mit leichteren Einschränkungen.

Die rechtlichen Grundlagen für eine Inklusion ab Geburt ist in der Rechtsgleichheit im Art. 8.2. der Bundesverfassung verankert. So sollen auch Kinder mit einer Mehrfachbehinderung die Möglichkeit haben, in einer KiTa betreut zu werden. Wichtig ist aber den Mehraufwand an Betreuung zu beachten, man darf nicht mit dem gleichen Ansatz der Subvention rechnen wie mit einem Kind ohne Behinderung. Die Entlastung im Vorschulalter bringt den Eltern auch die Möglichkeit, weiter erwerbstätig zu bleiben, Energie zu tanken, damit sie den anspruchsvollen Alltag besser bewältigen können.

Die Stiftung Kronbühl, Wittenbach, betreibt seit 2011 ein besonderes Vorschulangebot, in dem insbesondere auch Kinder mit einer schweren Mehrfachbehinderung aufgenommen werden. Seit 2016 wird dieses Angebot als Integrative Kindertagesstätte «PETER PAN» mit einem bewilligten Betriebskonzept des Departements des Innern geführt. Seit 2015 leistet das Departement zudem einen Beitrag im Rahmen einer Anschubfinanzierung. Die Finanzierung wird jedoch vorwiegend über Spenden sowie Eltern- und Gemeindebeiträge gewährleistet.

Der Kanton Thurgau sieht in der Verordnung «Sonderschulung, Heilpädagogische Früherziehung, Spitalschulung und spezielle Unterstützungsangebote» vor, für kleine Kinder mit einer Mehrfachbehinderung ein spezielles Angebot anzubieten und zu finanzieren. Die Eltern leisten einen Unkostenbeitrag.

Ich bitte die Regierung, die folgenden Fragen zu beantworten:

1. Vertritt die Regierung grundsätzlich die Haltung, dass es für kleine Kinder mit einer Mehrfachbehinderung ein spezielles Angebot für die Kinderbetreuung im Vorschulbereich braucht?
2. Hat die Regierung die Absicht, solche Projekte wie «Integrative Kindertagesstätte PETER PAN» der Stiftung Kronbühl, Wittenbach, weiterhin finanziell zu unterstützen?
3. Sieht die Regierung die Möglichkeit, auf dem Verordnungsweg Grundlagen zu schaffen, damit möglichst viele Familien im Kanton St.Gallen mit kleinen Kindern mit einer Mehrfachbehinderung ein Angebot einer speziellen KiTa nutzen können und bereits bestehende Institutionen dieses Angebot anbieten können?
4. Welche Bedingungen müssen erfüllt werden, dass solche Unterstützungsangebote an verschiedenen Standorten im Kanton St.Gallen lanciert werden können?

V. Interpellation 51.17.79; Flexible Lektionentafel für Wirtschaft, Arbeit, Haushalt (WAH) auf der Oberstufe

www.ratsinfo.sg.ch -> *Geschäftssuche 51.17.79*

Zusammen mit Thomas Rüegg, Stadtrat und Präsident SGV habe ich als Erstunterzeichnender folgende Interpellation eingereicht:

Die Stundentafel der Volksschule ist ein Bestandteil des Lehrplanes, sie wird vom Erziehungsrat erlassen und bedarf der Genehmigung der Regierung. Sie gilt für alle Stufen

(Kindergarten, Unter-, Mittel- & Oberstufe) der Volksschule verbindlich. Die Stundentafel bildet die Grundlage für die Lehrpersonen zur Gestaltung der Stundenpläne. Gemäss Volksschulgesetz wird der Stundenplan von der Lehrperson entworfen und vom Schulrat erlassen.

Auf der Oberstufe sind für jedes Schuljahr 32 Lektionen vorgesehen. Im Fach Wirtschaft, Arbeit, Haushalt (WAH) sind in der Sekundarschule in der 2. Klasse 4 Lektionen und in der 3. Klasse 2 Lektionen vorgeschrieben. In der Realstufe sind in der 2. Klasse 2 Lektionen und in der 3. Klasse 4 Lektionen verbindlich. Diese Regelung ist unglücklich gewählt und bedarf bei der konkreten Umsetzung in der Praxis einer Änderung respektive einer Flexibilisierung.

Folgende Argumente sprechen für eine Flexibilisierung:

- Die Schülerinnen und Schüler sollen eine gleiche Stundentafel in WAH erhalten, die Begründung ist in der Durchlässigkeit Sekundar- und Realstufe wie auch im stufenübergreifenden Unterricht gegeben.
- Mit 4 Lektionen auf der 2. Oberstufe können im praktischen WAH-Unterricht Arbeitstechniken gelernt werden. Dies ist gerade für Realschülerinnen und -schüler wichtig, da sie meist einen handwerklichen Beruf wählen.
- WAH und Berufsorientierung sind Fächer, welche für die Schülerinnen und Schüler der 2. Realstufe in Bezug auf die Berufsfindung von grosser Wichtigkeit sind.
- In der Vorbereitung aufs Berufsleben soll erlebnisorientierter und realitätsnaher Unterricht angeboten werden. Dies kann mit 4 Lektionen auf der 2. Realstufe besser gewährleistet werden.
- Die Schnupperwochen und damit verbundene Berufsorientierung finden vor allem während des 2. Oberstufenjahres statt.
- Im praktischen WAH-Unterricht können sich Schülerinnen und Schüler wichtige Arbeitsformen und Vorbereitungen für die Schnupperlehren aneignen.
- Rückmeldungen von Lehrbetrieben haben gezeigt, dass zum Teil erhebliche Defizite bestehen bei praktischen Fertigkeiten und vernetztem Denken und Handeln. Dem kann mit entsprechender Prozessstruktur entgegengetreten werden. In der Ganzklasse ist für einzelne Schülerinnen und Schüler zu wenig Handlungsmöglichkeit gegeben. 2 Lektionen sind zu wenig, um sich die entsprechenden und erforderlichen Arbeitstechniken für die Schnupperlehren, resp. die Berufswahl anzueignen.

Aus pädagogischen und organisatorischen Gründen wäre es wichtig, diese verbindliche Anzahl von 32 Lektionen pro Schulwoche und die starre Aufteilung der Fachbereiche für den gesamten obligatorischen Unterricht zu überdenken, zumal es nur eine Umverteilung der Lektionen in den Schuljahren wäre und somit keine Veränderung der Gesamtlektionenzahl ergibt. Die Stundentafel wird nach geltendem Recht eingehalten und die Forderung der KAHLV (Kantonaler Arbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnenverband) und des KLV (Kantonaler Lehrerinnen- und Lehrerverband) bezieht sich lediglich auf eine Flexibilisierung.

Ich bitte die Regierung, die folgenden Fragen zu beantworten:

5. Sieht die Regierung die Möglichkeit, aufgrund der oben erwähnten Fakten die Stundentafel in WAH flexibler zu gestalten?

6. Welche Gründe bewog die Regierung, die Stundentafel auf der Sekundarstufe 0 4 2 und auf der Realstufe 0 2 4 festzulegen?
7. Mit der Differenzierung in WAH (Nahrungszubereitung, früher Kochen) werden im Kanton unterschiedliche Modelle angewendet. Sieht die Regierung in dieser Frage Handlungsbedarf, damit für alle Schülerinnen und Schüler im Kanton St.Gallen die gleichen Bedingungen gelten in Bezug auf das Verhältnis Theorie und Praxis im Unterricht?
8. Welche Möglichkeiten zieht die Regierung in Betracht, damit mit Beginn des Schuljahres 2018/2019 eine flexiblere Stundentafel auf der Oberstufe in WAH umgesetzt werden kann?
9. Wenn nein, welche Alternativen bietet die Regierung an, damit die Benachteiligung der Schülerinnen und Schüler der Realstufe gegenüber der Sekundarstufe aufgehoben werden kann?

VI. Netzwerk KSH und PK SHP

KSH	
Daniel Baumgartner	1 Präsident 2 Vorstand SPD 3 PK/Konvente Präsidienkonferenz 4 KLV-Delegierter
Simone Zoller	1 Vizepräsidentin 2 Betreuung Homepage 3 AG Evaluation Beurteilungselemente 2008 4 KLV-Delegierte
Ruth Fritschi	1 Vorstand KLV 2 LCH GL
Jeannette Saner	1 Beisitzerin 2 KLV-Delegierte
Stephan Herzer	1 Redaktor 2 LCH: Sonderpädagogik 3 KLV-Delegierter
Andrea Benzoni	1 Adressverwaltung 2 KLV-Delegierte
Thomas Osterwalder	1 Aktuar 2 KLV-Delegierter
Denise Heinzmann	1 Beisitzerin 2 Netzwerk Fachpersonen für sonderpädagogische Massnahmen 3 AG erste Schuljahre 4 KLV-Delegierte
Susanne Schwyn	1 Kassierin 2 KLV-Delegierte

PK SHP	
PK 1: <i>Jacline Gmünder</i>	1 Umsetzung Sonderpädagogik-Konzept
PK 2: <i>Silvia Marxer</i>	1 AG Weiterbildung
PK 3: <i>Guido Poetzsch</i>	1 Netzwerk Fachpersonen für sonderpädagogische Massnahmen 2 AG Lehrmittel

VII. «Weiterentwicklung der sonderpädagogischen Themen in der Regelschule» – ein Workshop

Das Amt für Volksschule hat zusammen mit der PHSG, Institut für Weiterbildung und Beratung, im November 2017, verschiedene Gremien (Vertretungen SGV, VSLSG, SPD Kanton und Stadt St.Gallen, KLV, PK 1–4, AVS, BSG, HfH) zu einem Workshop eingeladen. Zielsetzung war:

- Überblick zum Stand der Umsetzung des Sonderpädagogik-Konzepts (SOK) erhalten
- Entwicklung der Sonderpädagogik im Volksschulbereich kennen
- Handlungsfelder eruieren und mögliche (Unterstützungs-) Massnahmen für die Regelschule ableiten
- Grundlagen für ein proaktives Handeln auf kantonaler Ebene erhalten.

Wenn ich zurückblende, wie sich unser Konvent/unsere Vorstand

1. in den Vernehmlassungen zum Sonderpädagogik-Konzept, 2015, engagiert hat und
2. wir in den Jahren 2013 und 2015 zwei grössere Umfragen unter ihren Mitgliedern zum Thema Rahmenbedingungen in der Integrierten Schulischen Förderung (ISF) durchgeführt haben und
3. an der HV 2017 «Integrierte Schulische Förderung (ISF) im Kanton St.Gallen – Positionspapier der KSH SG/AI zum Berufsauftrag der Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen» einstimmig verabschiedet haben,

so vermisse ich das Einbinden des Konvents, welcher sich intensiv mit der gesamten Thematik auseinandergesetzt hat und auch in Zukunft auseinandersetzen wird.

Der Vorstand der KSH vertritt klar die Haltung, dass in einem solchen Prozess auch die Basis der beteiligten Lehrpersonen angemessen vertreten sein soll und muss.

VIII. Ich wünsche ...

euch auf dem gemeinsamen Weg für das Jahr 2018: eine innovative Vision, einen klaren und übersichtlichen Pfad, ehrliche Wegbegleitungen, glückliche Erlebnisse, unterhaltsame Eindrücke, lustige Momente, erinnerungswürdige Begegnungen und gute Gesundheit.

Im Namen des Vorstandes danke ich für die vorbildliche Zusammenarbeit und das uneingeschränkte Vertrauen.

Daniel Baumgartner, Präsident KSH

Die Quadratur des Kreises

oder: «Ja Sie, aber so ist das Leben!»

*Ein Augenschein im Förderzentrum der Oberstufe Goldach.
In der Rolle des Gastes: Stephan Herzer.*

Angenommen, dein jugendlicher Sohn oder deine adolozente Tochter habe Mühe, dem Unterrichtstempo in der Oberstufe zu folgen. Vielleicht dass sie bereits in der Primarschule integrativ gefördert wurde, oder dass er eine Kleinklasse besucht hat. Es kann auch gut sein, dass die Primarschule noch wenig Probleme gemacht hatte und die Schwierigkeiten erst nach dem Übertritt in die Oberstufe auftraten. Nimm an, es sei ein bestimmtes Fach, das deinem Kind schwerfällt, oder es sei der steigende Druck, eine belastete Beziehung zur Klassenlehrkraft oder die herausfordernde Klassenkonstellation. Vielleicht liegt es auch an dir, zu Hause geht es letzthin drunter und drüber und das wirkt sich auf die schulischen Leistungen deines Sohns oder deiner Tochter aus. Mag sein, es sind die Noten, an denen du zuerst gemerkt hast, dass etwas nicht rund läuft. Vielleicht klagt dein Kind aber eher über Bauchweh oder bringt öfter Einträge und Verweise wegen nicht gemachter Hausaufgaben nach Hause. Angenommen, der Besuch der Oberstufe sei für dein Kind mit Schwierigkeiten belastet – welche Form der Förderung würdest du ihm wünschen?

Die Rhetorik der Frage zielt nicht bloss darauf ab, sich der Heterogenität möglicher Problemlagen, die in der Oberstufe vorkommen, bewusst zu werden, sondern insbesondere des Dilemmas, welches jedem blüht, der sich um eine gute Lösung für alle Schülerinnen und Schüler mit besonderen Bedürfnissen bemüht. Das Besondere ist ja eben besonders und lässt sich schwer über einen Leisten schlagen. Ein Kind braucht vielleicht eine engere Begleitung durch eine Lehrkraft, ein anderes bloss eine ruhigere Arbeitsatmosphäre, einem tut die Einbettung im Klassenverband gut, das andere blüht auf, wenn es in kleinen Gruppen unterrichtet wird. Einem weiteren fehlt Struktur, eines hat Stofflücken, einem hilft's wenn ihm alles nochmal anders erklärt wird ... Nicht nur stellt es die Quadratur des Kreises dar, jedem Kind das ihm entsprechende Setting zur Verfügung zu stellen, auch hat jedes Setting neben all seinen Vor-

teilen immer auch seine spezifischen Nachteile. Eine Schulgemeinde kann ausserdem nicht beliebig viele Angebote machen, also wählt sie gemäss ihren Ressourcen aus – für die Schülerinnen und Schüler mit besonderen Bedürfnissen grenzt es sodann an Glückssache, ob sie ein passendes Förderangebot in ihrer Schule vorfinden oder nicht.

Oder nicht? Während sich die Grundsatzdebatte zwischen inklusiven und separativen Ansätzen zunehmend auf die Auseinandersetzung zwischen Theoretikern beschränkt, haben viele Schulen längst praktikable Mischformen gefunden, umgesetzt und weiterentwickelt. Als ein Beispiel unter anderen besucht das KSH-Mitteilungsblatt das Förderzentrum der Oberstufe Goldach und nimmt einen Augenschein.

Der Gast trifft Peter Steinmann im Lehrerzimmer von Trakt A des Oberstufenzentrums Goldach an. Es ist halb acht Uhr an einem Mittwochmorgen. Peter verkörpert 100 von 275% Stellenprozenten, die im Förderzentrum angestellt sind. Er ist ehemaliger Sonderschul- und Kleinklassenlehrer und koordiniert den Einsatz des Förderzentrums für die rund 300 Schülerinnen und Schüler und 34 Lehrpersonen in den vier Trakten am Oberstufenzentrum. 77 bis 80 Lektionen gibt es insgesamt pro Woche zu bestreiten. Das Team der Förderlehrkräfte ist vier Personen stark. Dieweil Peter seinen Gast mit Kaffee und Informationen versorgt, läuft der Betrieb im Förderzentrum bereits seit gut vierzig Minuten. Zwei Kolleginnen betreuen gegenwärtig das Geschehen. Etwa sieben Schülerinnen und Schüler sind im Zentrum, zwei Gruppen arbeiten an ihren individuellen Lernzielen im Deutsch respektive erhalten Unterstützung im Fach Englisch, in welchem sie Mühe haben, die Klassenziele des Niveaus G zu erreichen. Zwei Schüler arbeiten an einer Projektpräsentation. Die beiden sind freiwillig hier und nutzen die Infrastruktur des Förderzentrums. Mathe Stützunterricht wird es in der nächsten Stunde geben, Peter ist einer der beiden Mathematiker im Förderzentrum. Dann wird auch Latif da sein. Er kommt aus Syrien und wird hier in Deutsch als Zweitsprache unterrichtet, da er dem Unterricht in seiner Regelklasse noch nicht folgen kann. Das Angebot ist vielfältig. Neben dem Unterricht der Schülerinnen und Schüler mit ILZ und den Stützangeboten in den Niveaufächern Mathe und Englisch, neben der erwähnten freiwilligen Hausaufgabenhilfe und Deutsch als Zweitsprache, leistet das Förderzentrum Unterstützung bei Lese- und Rechtschreibschwäche, sowie Dyskalkulie, unterstützt in Einzelfällen ergänzend und individuell die Berufswahl. Im Förderzentrum wird in Absprache mit den Klassenlehrpersonen Lerncoaching geboten. Auch Teamteaching mit den Klassen- oder Fachlehrpersonen wird immer öfter durchgeführt. Das Förderzentrum ist zudem auch Anlaufstelle für Störenfriede, die aus der Klasse gewiesen werden, um ein Mikro-Timeout abzusitzen.

Vor acht Jahren, sagt Peter, sei das Förderzentrum aufgebaut worden. Man sei damals unter Zugzwang geraten und habe neue Lösungen suchen müssen. Er selbst hat den Um-



Peter Steinman, Jahrgang 1966, nimmt nach der Volksschule den Weg über die Kantonsschule Trogen Typ C und legt seine Matura 1985 ab. Nach dem phil. II Studium an der PHSG folgen seine Jahre als «Wanderlehrer» mit Stellvertretungen in Heerbrugg, Malans, Davos, Gomiswald und Teufen, wo er dann auch ein festes Engagement als Sekundarlehrer annimmt. Nach zwei Jahren in Teufen, beginnt Peter Steinmann ein Studium in Pädagogik, Sonderpädagogik und Volkskunde an der Universität Zürich. Nach der zweiten Studienzeit arbeitet er während sieben Jahren als Sonderschullehrer im Kinderdörfli Lütisburg. Gegenwärtig steht Peter Steinmann im achten Dienstjahr in Goldach, davon sieben Jahre im Förderzentrum. Peter Steinmann ist Vater einer 18-jährigen Tochter, lebt in Herisau und fördert seine eigenen Talente mit der Lektüre von Tageszeitungen und Romanen, Fussball, Schachspiel, Ski fahren und Reisen.

bruch hautnah miterlebt: «Zu jener Zeit hatte Goldach mit Rorschach einen Vertrag bezüglich dem Werkjahr. Ortsansässige Kleinklassen gab es damals nur bis zum achten Schuljahr, das letzte Werkjahr wurde in Rorschach angeboten. Rorschach hat dann diesen Vertrag aufgekündigt. Ebenso zeigte die ISF auch in Goldach Wirkung. Die Schülerzahlen für die Kleinklassen gingen zurück. Das Kleinklassenmodell für die Oberstufe musste überdacht werden. Es gab auch weitere Gründe, die für eine Abschaffung sprachen. Zum Beispiel die Feststellung, dass Zugpferde in den Kleinklassen fehlten und dass die Misserfolgservartung unter Kleinklassenschülerinnen und -schülern hoch war. Damit auch die Gefahr von Stillstand. Ich habe zuletzt eine Kleinklasse der dritten Oberstufe geführt, weil es die in Rorschach ja eben nicht mehr gab – damals wurde die Idee des Förderzentrums ins Auge gefasst.»

Die Idee sei vom damaligen Schulleiter eingebracht worden. Es wurden Fortbildungen organisiert, Hospitationen an bestehenden Förderzentren, z.B. in Chur durchgeführt. Die Erkenntnisse wurden adaptiert und ein Förderzentrum in Goldach nach Goldacher Bedürfnissen eingerichtet.

Im Lehrerzimmer herrscht reges Kommen und Gehen. Wenn Peter schon mal da ist, werden Kleinigkeiten abgesprochen, Missverständnisse geklärt. Ob er zwei Nachprüflinge morgen nach der Pause bei ihm vorbeischicken könne, versichert sich ein Kollege. Auch Schulleiter Elmar Hürlimann nimmt sich kurz Zeit, am Gespräch teilzunehmen. Elmar leitet die Schule seit fünf Jahren, hat die Einführung des Konzeptes also nicht selbst erlebt und das Förderzentrum in Betrieb übernommen. Damals habe es noch eher separativen Charakter gehabt, erzählt er. «Die Schülerinnen und Schüler mit ILZ sind damals ziemlich konsequent zusammengenommen und innerhalb des Förderzentrums in Kleingruppen beschult worden. Inzwischen sind wir zunehmend den Weg der Durchmischung gegangen, d.h. dass die FZ-Lehrkräfte viel öfter in die Klassen gehen und dort im Teamteaching fördern. Wenn sie und die Klassenlehrkraft das Gefühl haben, es brauche wieder einen kleineren Rahmen, kann man sich ins FZ zurückziehen.» Elmar versteckt seinen Stolz nicht: «Ein grosser Vorteil des Förderzentrums ist, dass man doch sehr viele ehemalige Kleinklässer wieder zurückführen kann in die normale Leistungsbandbreite der Regelklasse. Das ist für diese SuS natürlich hochgradig motivierend, eine Riesen-Challenge. Ich habe hier auch noch ein halbes Jahr Realschule gegeben und habe es miterlebt, was das für diese Schülerinnen und Schüler heisst. Einige haben wirklich wieder angefangen überzufiegen. Das sind natürlich schöne Erlebnisse für alle Beteiligten – Kind, Eltern, Lehrpersonen, wenn ein ausgesonderter Schüler mit persönlicher Begleitung wieder zurückfindet und seinen Kleinklassenstatus verliert.» Die verhalten provokative Frage des Gastes, ob sie hier die eierlegende Wollmilchsau der Schulischen Heilpädagogik erfunden hätten, quittiert er ernsthaft: «Wir finden für fast alle Schüler und Schülerinnen eine passende Form der Förderung. Nach wie vor gibt es aber Einzelfälle, denen wir hier auch nicht gerecht werden können. Da sind wir auf die Zusammenarbeit mit andern Schulgemeinden oder mit Sonderschulen angewiesen. Aber die Fälle begrenzen sich auf einen bis zwei im Zeitraum von drei Jahren. Ich denke, wir sind wirklich gut aufgestellt mit unserem Förderzentrum.»

Dass sich die Schwerpunkte im Betrieb des Förderzentrums im Laufe der Jahre verschoben haben, kann Peter als guter Mathematiker mit Zahlen belegen. Seit 2010 haben sich die Besuche im Förderzentrum aufgrund von ILZ auf ein Viertel reduziert. Dafür machen im aktuellen Stundenplan die Teamteaching-Lektionen zwischen einem Drittel und einem Viertel der reinen Unterrichtslektionen aus. Ebenso drastisch haben sich die Besuche wegen Störung des Unterrichts reduziert. 171 Mikro-Timeouts waren es 2010/2011 und bloss noch 43 im vergangenen Schuljahr. Peter spricht gern von «Teilintegration» und versteht den Grad der Durchmischung bedürfnisorientiert. Und zwar am Bedürfnis der individuellen Schülerin und dem individuellen Schüler orientiert.

Der Stundenplan des Förderzentrums erschliesst sich dem Gast erst nach einigen Erklärungen. Die 80 Lektionen werden halbjährlich koordiniert und dokumentiert. Das ist eine Zusatzaufgabe von Peter. An einem OZ wie in Goldach ist dies ohne Akribie nicht machbar. Viele kleine Felder in sechs Farben füllen mosaikartig eine Excel-Tabelle. Blau heisst Unterricht im FZ, Orange bedeutet Teamteaching. Grün sind die Koordinationsstunden mit den Klassenlehrkräften. Mittwoch bis Freitag gibt es jeweils zwei davon, Montags sind es vier, Dienstags drei. Die vier Förderlehrkräfte teilen sie sich auf. So bleibt es überschaubar. Elmar fügt an, dies sei eine recht grosszügige Regelung, da auch für die Klassenlehrkräfte die Koordinationsstunden im Pensum eingerechnet, folglich bezahlt seien. Violett, Gelb und Ocker werden für Konvente, Hausaufgabenhilfe und «weitere Aufgaben» verwendet. Darunter werden Lektionen in Englisch, Tanz, Italienisch, Musik oder RZ verstanden, welche die FZ-Lehrerinnen und Peter in verschiedenen Klassen als Fachlehrkräfte durchführen. Dies sei im Übrigen mehr als ein Lückenfüller. Diese Lektionen sind sehr wichtig für den Aufbau von Beziehungen mit den Klassen am OZ und den Abbau von Schwellen für die Schülerinnen und Schüler.

Der Gong, der den Lektionenwechsel im Oberstufenzentrum Goldach anzeigt, ist markerschütternd. Zeit vom Lehrerzimmer ins Förderzentrum zu wechseln. Peter hat Unterricht. Latif ist bereits an der Arbeit. Wenn er Fragen hat, wendet er sich an Bea Weder, eine der beiden anderen Förderlehrpersonen, die grade im Zimmer sind. Sie arbeitet von Beginn weg am Förderzentrum mit. Auch sie hatte damals von einer St.Galler Realschule nach Goldach gewechselt. Der neuen Perspektiven und Möglichkeiten wegen, wie sie sagt. Für ihre letzte Berufsphase bot sich ihr damit eine grosse Chance, die sie sich nicht entgehen lassen wollte. Sie habe den Schritt noch kein einziges Mal bereut, versichert sie. Die enge Zusammenarbeit mit den Regelklassenlehrerinnen und -lehrern wie auch die Einbettung im Förderteam seien einmalig. Gewissermassen kommen in diesem Job die positiven Aspekte von ISF und separativen Modellen zusammen, sagt sie. Nach der Lektion mit Latif wird sie Deutsch in der 3f unterrichten – zusammen mit der Klassenlehrkraft.

Peter schreibt Klammerterme aufs Whiteboard. Es geht um die zweite Klammerregel: Multiplikation. Martin und Doris, er aus der zweiten, sie aus der ersten Real folgen seinen Ausführungen, fragen nach, nicken. Der Lautstärkepegel ist tief. Unterrichtssprache ist grundsätzlich Flüsterton. Vom Whiteboard zu den Arbeitsplätzen darf es verhaltenes Sprechen sein. Nach ein paar Probeaufgaben auf Blatt geht's online. Die Aufgaben repetieren sich, werden durchschaut

und damit monoton. Martin und Doris können die zweite Klammerregel anwenden und erklären sich rasch bereit, dem Gast ein paar persönliche Ansichten zum Förderzentrum mitzuteilen.

Martin geht gerne zum Unterricht ins FZ und ist froh, dass es dieses Angebot in Goldach gibt. Er würde das Modell übrigens allen Oberstufenzentren im Kanton empfehlen. Er habe es nicht so mit der Mathe und in der zweiten Oberstufe merke er, dass auch viel aus den naturwissenschaftlichen Fächern mit Mathe zu tun habe. «Da gehe ich halt dann zu Herr Steinmann, wenn ich es nicht verstehe und er erklärt es mir. Oder wenn ich nichts zum Schnuppern finde, dann gibt mir Herr Steinmann Tipps und Adressen, wo ich anrufen kann.» Doris möchte Rückstände aus der Primarschule aufholen. In Natur und Technik, Räume und Zeiten sowie in Englisch hat sie Stützunterricht. Ob's denn auch was bringe, möchte der Gast wissen. «In Englisch auf jeden Fall, da habe ich bereits jetzt eine deutlich bessere Note.» Auch bei Doris ist der Stolz nicht zu übersehen. «Ich habe ja erst vor zwei, drei Wochen angefangen mit Englisch-Stütz. Eigentlich hätte ich am Dienstag um acht Uhr Schule. Wir haben aber abgemacht, dass ich um halb acht hierherkomme und wir machen dann englisch.» Ob es denn die Regel sei, dass sie auf mehr Unterrichtszeit komme, als die

Kolleginnen und Kollegen in der Stammklasse, will der Gast wissen. Martin winkt ab: «Also ich bin im 2e. Wir sind jetzt einfach im Förderzentrum und wenn die anderen zum Beispiel Mathe haben, dann sind sie im G, im M oder im E Niveau, wir sind in dieser Zeit hier.» Wie das denn mit den Klassenkameraden sei, fragt der Gast. Ob es Hänseleien gebe, wenn sie als einzige ins Förderzentrum müssten. Doris lacht: «Ich habe eine Freundin, die nennt mich immer mal wieder «FZ-Kind». Aber das meint sie nicht böse.» Martin ergänzt: «Bei mir ist es genau dasselbe. Aber ich habe noch zwei, drei Kollegen in der Klasse, die kommen auch manchmal hierher. Man kann ja auch freiwillig kommen – und wenn es hilft und ich besser werde ...». «Oder wenn man mal die Hausaufgaben vergisst, dann kann man einfach eine Stunde früher in die Schule kommen. So kommen auch andere mal ins FZ.», fügt Doris an. Die Schule und das Förderzentrum öffne ja schon um sechs Uhr fünfzig.

Das, meint der Gast, sei aber schon arg früh.

Doris lacht: «Ja, aber Sie – so ist das Leben!»

Mit herzlichem Dank an Peter Steinmann, Elmar Hürlimann, Bea Weder, Doris und Martin für den freundlichen Empfang und einen sehr interessanten Mittwochmorgen.

Aufruf in eigener Sache

Liebe Leserin, lieber Leser

Im vorliegenden Heft findest du zwei Berichte, die auf einen Hinweis aus unserer Leserschaft zurückgehen. Als Redaktor halte ich natürlich die Augen offen und suche interessante Themen aus unserem Berufsfeld, über die sich zu berichten lohnt. Klar ist aber auch, dass mir dabei noch viel Interessanteres durch die Lappen geht. So bin ich sehr froh über jeden Hinweis, dem ich nachgehen kann. Darum bitte ich dich, ebenfalls die Augen offenzuhalten und mich auf Bemerkenswertes, Erfreuliches oder Ärgerliches auf Besonderheiten und Alltägliches, vielleicht auf ein eigenes Projekt oder euer besonderes Team hinzuweisen, über das du gerne mal einen Artikel in unserem Mitteilungsblatt lesen würdest. Ich bin sicher, so gehen uns die guten Ideen noch lange nicht aus.

Und ich bin etwas beruhigt, denn nach der neuen Ausgabe ist immer vor der neuen Ausgabe ...

Sind wir gut genug für die Besten?

oder: Sind die Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen der Deutschschweiz fit für die Förderung hochbegabter Schülerinnen und Schüler?

Vor ein paar Monaten haben einige unserer Mitglieder Post erhalten. Darin wurden sie eingeladen, an einer Umfrage zur Erhebung der Fachkompetenz im Umgang mit Hochbegabung teilzunehmen. Die Umfrage bildete die Grundlage der Masterarbeit von Anja Caduff an der Universität Freiburg. Die Arbeit trägt den vollen Titel: «Arbeitsfeld Schulische Heilpädagogik: Hochbegabung. Theoretische Auseinandersetzung mit dem Konstrukt Hochbegabung und Erhebung des Wissensstandes von ausgebildeten Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen aus der Deutschschweiz.»

Im Rahmen unseres Schwerpunktthemas «Best Practice» haben wir das Glück, im Mitteilungsblatt die Quintessenz der Masterarbeit exklusiv zu veröffentlichen und diese mit der Autorin zu diskutieren. Die geneigte Leserschaft findet im Folgenden einen Abriss der Untersuchung und ihrer Ergebnisse aus der Feder von Anja Caduff. Im Anschluss findet sich ein schriftlich geführtes Interview mit der Verfasserin.

Masterarbeit

Die Arbeit zielte darauf ab, theoretische Inhalte zum Bereich Hochbegabung mit der Situation für Schweizer Heilpädagoginnen und Heilpädagogen in Verbindung zu setzen und mittels Sichtung der Curricula und einer Online-Befragung herauszufinden, ob innerhalb der Studiengänge für Schulische Heilpädagogik Inhalte zur Thematik Hochbegabung angeboten wurden und ob dieses Wissen in der Praxis angewendet werden kann.

Die Thematik Hochbegabung interessiert verschiedene Fachrichtungen. Viele Fachartikel und Fachbücher wurden und werden von Autoren der Fachrichtung Psychologie geschrieben. Die Förderung der Kinder mit Hochbegabung findet jedoch im Bereich Pädagogik statt. Unumstritten ist, dass generalisierende Aussagen zum Bereich Hochbegabung nicht möglich sind, da die Gruppe der Kinder abgesehen von kognitiver Stärke sehr heterogen ist.

Im Allgemeinen ist Begabung ein unscharfes Konzept. Die Bewertung der Konzeption Hochbegabung ist abhängig vom gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld. Es existieren gegenwärtig keine einheitlichen Kriterien, die eine Hoch-

begabung kennzeichnen und es bestehen viele verschiedene implizite, d.h. persönliche/subjektive Theorien und eine Vielzahl an Vorurteilen. Dadurch resultieren gelegentlich Stigmatisierungen.

Da gegenwärtig für spezielle Hochbegabungsförderung finanzielle Ausgaben entstehen, muss als Begründung eine Diagnose vorgewiesen werden können. Es ist jedoch schwierig zu definieren, wer als hochbegabt gilt. Den meisten Definitionen für Hochbegabungen im kognitiven Bereich liegt ein IQ von ≥ 130 zugrunde. Eine solche Diagnostik greift jedoch nach Auffassung verschiedener Autoren zu wenig weit und dieser Grenzwert ist relativ willkürlich. Da jedoch noch keine praktikablere Lösung gefunden wurde, wird weiterhin vielerorts die Nomination anhand von IQ-Tests begründet. Neben dem Nachweis über den IQ werden häufig fünf Kriterien im Zusammenhang mit Hochbegabung genannt, welche erfüllt sein sollten: Exzellenz, Seltenheit, Produktivität (Begabung auch in Leistung umsetzen können), Beweisbarkeit (wiederholt die hohen Leistungen zeigen können) und Wert (Leistungen in einem Bereich zeigen, welcher in der Kultur als angesehen gilt). Zusätzlich sollte die hohe Begabung eigeninitiativ entstanden sein und nicht erst aufgrund intensiver Förderung durch Eltern, sonstige Bezugspersonen oder Lehrpersonen.

Der Diagnostik anhand von Tests gehen häufig Lehrernominierungen voraus. Diese sind kritisch zu betrachten, da die Lehrpersonen nicht speziell geschult sind und von ihren eigenen Vorstellungen zum Konzept beeinflusst sind. So können Kinder mit Hochbegabungen übersehen werden, wenn diese nicht den Konzeptionen der Lehrpersonen entsprechen. In Amerika werden standardmässig alle Kinder bezüglich Hochbegabung untersucht. Dies ist für Deutschland und die Schweiz nicht der Fall.

Da jedes Kind mit Hochbegabung einzigartig ist, ist es auch notwendig, die Förderung individuell zu gestalten. Gut durchdachte Aufgabenstellungen und attraktive Lernumgebungen, welche kognitiv aktivierend sind und grundlegende Lernerfahrungen begünstigen, sind anzustreben. Verschiedene Methoden der Begabtenförderung bestehen (Akzeleration, Enrichment, Compacting), welche in der Praxis Anwendung finden.

In der Schweiz bestehen kantonale Konzepte zum Umgang mit Begabungen, auf welche zurückgegriffen werden kann und vier von sechs Ausbildungsinstitutionen bieten Inhalte zum Konzept Hochbegabung an. Für den grossen Teil der Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen, welche an der Online-Befragung teilgenommen haben, reicht dieses Wissen aus, da sie in der Praxis überwiegend für die Förderung von Kindern mit Lernschwächen zuständig sind. Wenn die Förderung von Kindern mit einer Hochbegabung zu ihrer Arbeit gehört, müssen sie sich ohnehin begabungsspezifisch einlesen und weiterbilden. Auch konnte durch die Antworten des Fragebogens nur vereinzelt ein Hinweis darauf gefunden werden, dass neben der Förderung von Kindern mit Lernschwierigkeiten nicht ge-



Anja Caduff, wohnt und arbeitet in Domat/Ems, Graubünden. Sie hat 2012 das Bachelorstudium in Logopädie an der Universität Freiburg abgeschlossen und dann als Logopädin im klinischen und schulischen Bereich sowie als heilpädagogische Förderlehrperson in der Integration von Kindern mit geistigen Beeinträchtigungen gearbeitet. Im September 2017 hat sie mit der Verteidigung der Masterarbeit das Studium als

Schulische Heilpädagogin an der Universität Freiburg beendet. Gegenwärtig arbeitet sie Teilzeit als Schulische Heilpädagogin in der Integration und Prävention und lernt die bisher nur in der Theorie bekannten kindlichen Entwicklungsschritte durch ihren einjährigen Sohn Schritt für Schritt kennen.

Sprache, Ausdrucksfähigkeit, Kommunikation und Chorgesang interessieren und faszinieren Anja Caduff. Sie kann sich vorstellen, sich in Gebärdensprachdolmetschen weiterzubilden.

nug Zeit bleibt für die Förderung von Kindern mit ausgeprägten Stärken.

Nach heutigem Verständnis entstehen hohe Begabungen aufgrund von hoher Intelligenz zusammen mit Leistungsmotivation und intellektuellem Interesse. Zusätzlich muss das Umfeld (Familie, Kultur) förderlich sein. Möglicherweise ändert sich dieses Verständnis, wenn der allgemeine Unterricht inklusive und binnendifferenziert angeboten wird und alle Kinder mit ihren verschiedenen ausgeprägten Begabungen im Klassenunterricht Platz finden. Die Einführung des Lehrplans 21 mit seiner Gewichtung auf Kompetenzen könnte dies unterstützen.

Anja Caduff

Diskussion mit der Verfasserin

MB: Frau Caduff, Sie sind vor einiger Zeit an die KSH herangetreten mit der Bitte um Unterstützung, dass Sie unter unseren Mitgliedern eine Umfrage zur Erhebung von Daten für Ihre Masterarbeit an der Universität Freiburg durchführen können. Nun liegt Ihre Masterarbeit vor und Sie erklären sich bereit, Ihre Erkenntnisse mit uns zu teilen. Vielen Dank dafür.

Ihre Studie untersucht den Wissensstand von SHP in der Deutschschweiz in Bezug auf den Umgang mit Hochbegabung. Unsere erste Frage zielt auf die Quintessenz. Wie steht es denn nun mit dem Wissensstand? Sind die SHP der Deutschschweiz fit für ihre Aufgabe, Hochbegabte in der Entfaltung ihres Potenzials zu unterstützen?

AC: Es hat sich gezeigt, dass der Hauptfokus im Arbeitsfeld der teilnehmenden SHP in der Förderung von Kindern mit Lernschwierigkeiten liegt. Viele der Antworten sagten zwar aus, dass zum Handlungsfeld Hochbegabung wenig Informationen bekannt sind, diese jedoch für die gegenwärtige Arbeitssituation ausreichen würden.

Wie bei allen Spezialgebieten ist ein hoher Anteil von Eigeninteresse ausschlaggebend. Die befragten SHP, welche mit Kindern mit Hochbegabungen arbeiten, gaben an, überwiegend bereit für die Förderung zu sein. Ihr Wissen haben sie sich meist in Weiterbildungen und im Selbststudium angeeignet.

Mitteilungsblatt (MB): St. Gallen ist nur ein Teil der Deutschschweiz. Wie viele Daten haben Sie insgesamt verarbeitet?

Anja Caduff (AC): SHP aus 11 der 21 angefragten Deutschschweizer Kantone nahmen an meiner Befragung teil: AR, FR, GL, GR, NW, OW, SG, SH, SZ, UR und ZH.

Die Stichprobe bestand aus 356 Datensätzen. Während der Auswertung bemerkte ich, dass obwohl meiner Meinung nach gut vorbereitet, die Fragen vielfach ungünstig gestellt waren. Durch meine offenen Fragen wollte ich beispielsweise vermeiden, dass einige Teilnehmer nicht antworten können, weil die Antwortauswahl nicht passt. Dadurch haben sich jedoch viele verschiedene Antwortformen ergeben: von 1-Wortantworten bis ganzen Kopien von Gesetzesartikeln liegt mir die ganze Palette vor. Dies stellte bei der Auswertung eine grosse Herausforderung dar.

MB: Zu erwarten wäre ein homogenes Bild über die Kantongrenzen hinweg, weil ja im Prinzip alle SHP dasselbe Curriculum an der HfH genossen haben. Ist dies der Fall oder gibt es Unterschiede? Falls es solche gibt, worauf führen Sie diese zurück?

AC: Es gibt in der Schweiz sechs Hochschulinstitutionen, an denen Schulische Heilpädagogik studiert werden kann. In meiner Recherche zu den Curricula hat sich gezeigt, dass vier dieser sechs Institutionen Inhalte zur Thematik Hochbegabung anbieten. Die Inhalte werden je nach Institution in Teilen von Modulen oder in einzelnen Vorlesungen präsentiert.

Je nach persönlichem Bildungsweg ist auch das Vorwissen zu der Thematik unterschiedlich: es gibt Schulische Heilpädagoginnen, welche schulinterne Weiterbildungen zur Thematik besucht haben oder aus Eigeninteresse Bücher gelesen haben. Einige Teilnehmende haben auch angegeben, dass die Thematik im engen Familienkreis aktuell ist oder war.

MB: Ihre Masterarbeit enthält auch eine Auseinandersetzung mit dem «Konstrukt Hochbegabung», wie Sie im Titel formulieren. Diese Formulierung lässt aufhorchen. Ist darin eine Wertung versteckt, implizieren Sie damit, Hochbegabung sei eine Art Trend oder wie ist der Begriff «Konstrukt» im Zusammenhang mit Ihrer Fragestellung zu verstehen?

AC: Dabei geht es mir darum, dass jede Person etwas Anderes unter dem Begriff Hochbegabung versteht. Beeinflusst durch die Medien werden Menschen mit Hochbegabung häufig als sehr klug gekoppelt mit Schwierigkeiten in der Sozialkompetenz beschrieben. Dazu kommt die Definitionsproblematik: Kann eine Hochbegabung anhand eines Testes, z.B. IQ-Test bestimmt werden? Welchen Einfluss hat das Umfeld, die intrinsische Motivation, die soziale Stellung der Familie etc. Heute gilt, dass ein hoher IQ alleine nicht genügt, um hochbegabt zu sein, denn es geht immer auch darum, ob ein Mensch diese hohe intellektuelle Begabung auch in Produktivität umsetzen kann.

MB: Offenbar ist die Definition davon, was Hochbegabung ist, kein einfaches Unterfangen. Woran liegt das? Und warum wird der Definition ein so hoher Stellenwert beigemessen?

AC: Wie eben schon beschrieben, genügen die Resultate eines isolierten Tests nicht. Da es um hohe Begabung geht, kann diese im gesamten breiten Begabungsspektrum auftreten. Da zeigt sich schon das nächste Problem. Muss eine Person flächendeckend Höchstleistungen erreichen, um hochbegabt zu sein, oder genügt es, in einzelnen Bereichen ausgeprägte Leistungen zu erreichen? Diese Frage ist auch in Fachkreisen nicht abschliessend beantwortet.

Eine der spannenden Erkenntnisse im Rahmen meiner Masterarbeit ist die zeitliche Grenze der Hochbegabung. Nach dem Verlassen der Schule scheint das Label Hochbegabung nicht mehr nötig und falls das ausgeprägte Wissen zuvor negativ behaftet war, wird es nun oft umgepolt und die Person gilt als Expertin für ihren Bereich/ihre Bereiche.

MB: Sie sprechen in Ihrer Zusammenfassung davon, dass Unklarheiten in der Definition von Hochbegabung zu einer «Vielzahl an Vorurteilen» führen würden. Können Sie uns hier Beispiele einer solchen Ursache-Wirkungs-Beziehungen nennen, auf die Sie während Ihrer Arbeit gestossen sind?

AC: Es geht hier v.a. um den Pygmalioneffekt und die selbst-erfüllende Prophezeiung (Merton). Der Pygmalioneffekt besagt, dass die Lehrperson annimmt, das Kind mit einer Hochbegabung müsse gute Leistungen zeigen. Durch diese

positive Annahme steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die gezeigten Leistungen dann gut sind. Dieser Effekt tritt auch bei negativen Annahmen auf. Bei der selbsterfüllenden Prophezeiung löst eine anfänglich falsche Einschätzung der Situation Handlungen aus, welche die Einschätzung schliesslich doch als wahr herausstellt. Hier wäre z.B. das hochbegabte Kind mit sozialen Schwierigkeiten anzusiedeln. Die Gedanken dazu wären: Das Kind hat eine Hochbegabung, das kann ja durch seine «auffällige Art» keine Freunde finden. Eine solche Lehrperson wird nun im Alltag viele Beispiele für die auffällige Art des Kindes finden und immer wieder bestätigt werden, dass dieses Kind Schwierigkeiten hat, mit andern Kindern in Kontakt zu treten. Glücklicherweise hat sich in meiner Befragung gezeigt, dass die Teilnehmenden SHP sensibilisiert sind und sich bewusst sind, dass solche Urteilsfehler bestehen. Durch das Bewusstsein wirken diese ungünstigen Annahmen weniger stark.

MB: Gelegentlich hört man, in der Schweiz haben es Hochbegabte besonders schwer, da kulturell der Schweizer von einer «Gleichheit aller» ausgeht. Einer Hochbegabung hängt daher der Ruch von Elite oder Arroganz an. In den USA, so schreiben Sie, sei dies anders. Ist an dieser Theorie was dran? Können Sie die Unterschiede in den beiden Kulturen im Umgang mit Hochbegabung skizzieren?

AC: In den USA werden flächendeckend Hochbegabungsabklärungen durchgeführt, damit keine Kinder durch die Maschen fallen. Auch hier ist wieder die Frage, welches Konzept hinter dem Begriff Hochbegabung steht. Je nach Test werden beispielsweise hohe Begabungen übersehen, da sie im Test nicht gezeigt werden können.

Auffällig ist sicher, dass viele Publikationen zur Thematik Hochbegabung aus dem amerikanischen Raum stammen, wo Forschung auf intensivem Level betrieben wird.

MB: Wenn es eine Lobby für die Belange von Hochbegabten gibt, so transportieren ihre Exponentinnen und Exponenten gerne die Klage, dass die begrenzten Fördermittel (zeitliche und finanzielle) vorwiegend für die Förderung schwacher Schülerinnen und Schüler verwendet werden und für die Förderung der Spitze zu wenig Ressourcen übrigbleiben. Ihre Umfrage gebe keinen Hinweis darauf, schreiben Sie. Wie entkräften Sie also den Vorwurf?

AC: Wenn der allgemeine Unterricht begabtenförderlich angeboten wird, sind keine speziellen Förderangebote für Kinder mit Hochbegabungen nötig. So ist dann der Einfluss der finanziellen und zeitlichen Mittel nicht mehr ausschlaggebend.

MB: Wenn wir zu den abschliessenden Fragen kommen, so stellt sich zunächst die nach förderlichen Lernumgebungen für Hochbegabte. Können Sie eine solche skizzieren?

AC: In keinem Fall sollte es darum gehen, dass den Kindern nur in ihren Interessengebieten Lerninhalte angeboten werden. V.a. dort, wo sie schon ein grosses Vorwissen aufweisen, geht es darum, dass die Aufgaben offen gestellt sind und so weiterer Lernzuwachs möglich ist. Alle Kinder sollen Fragen stellen können. Auch kritische, zu denen es möglicherweise keine abschliessende Antwort gibt. Um solche Fragen zuzulassen, brauchen Lehrpersonen Mut. Es gibt für jedes Kind Bereiche, die Lernpotenzial bergen.

MB: Welche konkreten Forderungen zur Verbesserung der Förderung hochbegabter Schülerinnen und Schüler lassen sich aus Ihren Erkenntnissen ableiten?

AC: Es scheint wichtig zu sein, dass die Inhalte differenziert angeboten werden und die Lernziele individuell gesetzt werden. Ein Umdenken in Kompetenzen, wie es der Lehrplan 21 anstrebt, kann sich förderlich auswirken. Ausserdem scheint dem Bewusstsein zu den Auswirkungen von Urteilen inklusive Urteilsfehlern und dem Umgang damit eine beachtliche Bedeutung zuzukommen.

MB: Hat die Umfrage für Sie überraschende Ergebnisse gebracht oder entsprachen Sie eher Ihren Erwartungen?

AC: Ich habe angenommen, dass die finanziellen und zeitlichen Ressourcen von vielen Teilnehmenden als ungenügend angesehen werden. Ausserdem hätte ich gedacht, dass viel mehr Teilnehmende mit Kindern mit Hochbegabungen arbeiten, da diese Gruppe ja neben den Kindern mit Lernschwierigkeiten häufig auch zum Berufsauftrag gehören. Vielleicht ist was dran an der Aussage einer Teilnehmerin, dass Hochbegabung früher kein Trendthema war und den Trendstatuts wieder abgelegt hat. Wenn der Unterricht wie eben beschrieben begabungsfördernd ist, müssen gar keine Abklärungen für finanziell wirksame Diagnosen durchgeführt werden und somit auch keine speziell deklarierten Förderungen stattfinden. Die Rückmeldung vieler Teilnehmender war dann auch, dass sie schon mit Kindern mit ausgeprägten Begabungen arbeiten, diese jedoch keine Hochbegabungsdiagnosen aufweisen.

MB: Welches ist Ihr persönlicher Bezug zur Thematik? Oder wie sind Sie bei der Wahl ihrer Masterarbeit darauf gekommen?

AC: Ich wollte mich mit meiner Masterarbeit in einen Teilbereich einarbeiten, welcher während der Ausbildung nicht thematisiert wurde, welcher jedoch zum Berufsauftrag gehört.

MB: Gibt es etwas, was wir zu fragen vergessen haben und Sie uns gerne noch mitteilen möchten?

AC: Ich möchte mich erneut für das Ausfüllen meines Fragebogens bedanken. Ansonsten konnte ich hiermit einen Einblick in meine Arbeit bieten. Auch dafür möchte ich mich bedanken.

MB: Frau Caduff, wir danken Ihnen herzlich für Ihre Bereitschaft zu diesem Interview, gratulieren zwar spät aber nicht minder herzlich zur bestandenen Masterarbeit und wünschen Ihnen privat und beruflich ein erfolgreiches und gutes neues Jahr.

Jeder Fall ist ein Einzelfall – auf dieses Erkenntnis baut jede Beratung auf

Best Practice im Bereich von Beratung und Unterstützung – im Gespräch mit Brigitte Pastewka von der Stiftung wahrnehmung.ch, St.Gallen

Die Heterogenität des Berufsfeldes der Heilpädagogik ist gross und nimmt weiter zu. Im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung hin zu mehr Individualität und Vielfalt steigt auch die Komplexität der Aufgaben der Berufskolleginnen und Berufskollegen. Im vorliegenden Heft werden mit der Förderung, der Früherziehung, der Hochbegabtenförderung einige exemplarische, aber längst nicht alle Tätigkeitsgebiete der Schulischen, bzw. Klinischen Heilpädagogik skizziert. Während in den übrigen Artikeln hergebrachte Aufgabenbereiche geschildert werden, machen wir an dieser Stelle etwas Zukunftsmusik.

Im neuen Sonderpädagogik-Konzept ist vorgesehen, dass die Sonderschulen im Kanton ab 2016 die behinderungsspezifische Beratung und Unterstützung (B&U) für Regelschuleinheiten aufbauen. Dieser Prozess ist im Gange, verschiedene Sonderschul-Institutionen haben diesen Auftrag vom Kanton erhalten und sind dabei, ihre Konzepte dafür auszuarbeiten. Mit B&U kommt ein weiterer Mosaikstein zum Gesamtbild der Heilpädagogik. Bis auch daraus ein Juwel und nicht etwa ein Stolperstein wird, dürfte noch viel Einsatz der Kolleginnen und Kollegen zu leisten sein, die damit betraut werden.

Grund genug für uns, in dieser Sache bei der Stiftung wahrnehmung.ch in St.Gallen vorzusprechen. Die Stiftung wahrnehmung.ch hat sich in den vergangenen 40 Jahren in der Arbeit mit Kindern mit Wahrnehmungsproblemen einen Namen gemacht. Zentral dabei ist das sogenannte Affolter-Modell®, eine Herangehensweise an Phänomene wie Autismus, ADHS, die sich vor allem den Schwierigkeiten bei der Informationsbeschaffung oder -Verarbeitung und den daraus erfolgenden Auswirkungen auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen widmet. Nebst Therapie, Forschung und Ausbildung, nimmt die Beratung von Institutionen im In- und Ausland, Sonder- und Regelschulen, in denen Kinder mit Wahrnehmungsproblemen leben und lernen einen wichtigen Stellenwert bei der Arbeit der Stiftung wahrnehmung.ch ein. Die Liste der Institutionen und Schu-

len, welche das Beratungsangebot der Stiftung in Anspruch nehmen, ist lang. Auf der Homepage der Stiftung figurieren allein 16 Institutionen aus der Schweiz und drei aus dem benachbarten Ausland als zufriedene Partner. Die Liste ist bemerkenswert, aber nicht vollständig. Die Stiftung legt damit einen eindrücklichen Leistungsausweis aus vierzig Jahren Beratungstätigkeit vor. Wenn jemand uns sagen kann, wie Beratung und Unterstützung von Schulen gelingen kann, dann jemand aus der Stiftung wahrnehmung.ch. Brigitte Pastewka, die seit über zwanzig Jahren im Team mit dabei ist, erklärte sich zum Gespräch bereit. Wir haben sie aus Gründen terminlicher Enge an einem späteren Abend Ende November getroffen.

Brigitte Pastewka ist in Fahrt. Unter dem Arm klemmt ein Laptop und eine Tasche voller Arbeit. Die Begrüssung ist herzlich und ohne Umschweife kommt sie zur Sache. Den vorbereiteten Fragen kommt sie zuvor, indem sie gleich loslegt. Sie bemerkt, es sei wohl am besten, ich verschaffe mir mittels eines kurzen Filmes am Laptop ein erstes Bild ihrer Beratungstätigkeit.

Aus dem Heilpädagogischen Schul- und Beratungszentrum im zugerischen Baar werden mehrere kleine Szenen gezeigt. In einer ersten kommt ein Mädchen im Rollstuhl in die Schule und im Beisein mehrerer erwachsener Personen ist man ihm in der Garderobe beim Ausziehen der Jacke behilflich. Offenbar, so informiert die Stimme des Sprechers, ist dies eine schwierige Situation, die öfter eskaliert. Eine der Personen entpuppt sich als Ergotherapeutin, eine weitere als Klassenlehrerin und eine dritte als die Beraterin der Stiftung Wahrnehmung. Auch sie legt mit Hand an. Das tut sie so, so der unterlegte Kommentar, dass sie die Reaktionen des Kindes spüren kann. «Diese Erfahrungen lässt sie in die Beratung einfließen. Hier zieht man zum Beispiel die Jacke in einer Nische aus. Die Wand hinten und auf der Seite bietet dem Kind mehr Sicherheit. Dadurch gelingt es ihm eher, sich mit den Veränderungen beim Ausziehen der Jacke auseinanderzusetzen. Diese kann das Kind so besser einordnen. Das Jackeausziehen wird kontrastvoll und deutlich strukturiert, damit sie den Bewegungen eine Bedeutung beimessen kann. Wir leiten jeweils mehrere Mitarbeiterinnen in der praktischen Arbeit mit dem Kind an. So wird der Übertrag in den Alltag unterstützt. Wichtig ist die gemeinsame Auswertung der praktischen Sequenz.»

Brigitte Pastewka stellt den Film ab und ergänzt:

Unsere Beratungen betreffen grundsätzlich Einzelfälle. Im vorliegenden Fall handelt es sich um ein Mädchen, das uns aus der Frühförderung bereits bekannt war. Es ist in etwa 95% der Fälle so, dass wir das betreffende Kind, um das es in der Beratung geht, aus der Therapie kennen. Rahel, wie es im Film genannt wird, stammt aus St.Gallen und wurde in Baar eingeschult. Wir sind spezialisiert auf Kinder mit Wahr-



Ursprünglich Grund- und Hauptschullehrerin, hat **Brigitte Pastewka** in Heidelberg ein Studium in der Pädagogik der Gehörlosen und der Lernbehinderten durchlaufen und ist nach dem Referendariat 1988 als Lehrerin an die Sprachheilschule St.Gallen gekommen. Bereits in ihrem ersten Schweizer Jahr ist sie mit dem Affolter-Modell® in Kontakt gekommen, welches sie bis heute nicht mehr losgelassen hat. Nach drei Jahren hat sie deshalb an die damalige Sonderschule für Kinder mit Wahrnehmungsstörungen gewechselt. 1996 bot sich die Chance einer Tätigkeit am damaligen Zentrum für Wahrnehmungsstörungen, der heutigen Stiftung wahrnehmung.ch, an der Brigitte Pastewka bis heute in den Bereichen Abklärung, Therapie, Beratung und Kurswesen arbeitet.

nehmungsproblemen. Das schränkt unser Tätigkeitsgebiet natürlich ein. Nicht in jeder Klasse, auch nicht in jeder Klasse einer Heilpädagogischen Schule sitzt ein Kind, das in unser Spektrum fällt. Erst recht nicht in jeder Regelklasse. Wir beraten aber fallweise auch Regelschulen.

Das Schul- und Beratungszentrum in Baar ist typisch für eine von zwei Beratungssituationen, die wir antreffen. Die einen Institutionen buchen einen Beratungsauftrag, der regelmässige Termine beinhaltet. Da sind wir einmal pro Quartal oder einmal pro Monat da. Das kostet natürlich etwas.

Eine andere Gruppe von Schulen hat vielleicht eine erfolgreiche Beratung erlebt und sistiert dann den Auftrag bis auf Weiteres. Die melden sich immer dann wieder, wenn's brennt. Das ist dann jeweils eine grosse Herausforderung.

Gewissermassen beginnen wir in diesen Fällen wieder von vorn. Wenn wir eine Beratung neu aufgleisen, gehen wir stets nach demselben Muster vor. Ich zum Beispiel höre mir am Telefon zunächst die Schilderungen der Ratsuchenden an. Manchmal ist es wirklich dramatisch, es wird geschluchzt und drauflosgeredet. In der Regel wird erstmal nur klar: Es geht um herausforderndes Verhalten. Aber das ist nur die erste Phase. Das Abladen.

Danach schicke ich den betroffenen Lehrkräften einen Fragebogen zu. Der geht sehr ins Detail. Ein wenig ist der zirkulär aufgebaut wie ein psychologischer Test. Ich suche dabei nach Gesetzmässigkeiten, nach Vorbedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die Schwierigkeiten auftreten. Ich frage. «Wann tritt das Verhalten auf? Um welches Verhalten handelt es sich genau? Um welche Uhrzeit genau? An welchen bestimmten Tagen? In welchem Kontext? Wer ist dabei? Welche Personen genau? Wer nicht? Wer ist davon betroffen? Wer nicht? Wie laut war es im Raum?» – Ich versuche damit einerseits, soviel Information zu erhalten wie möglich. Fast wichtiger aber ist es, dass die Ratsuchenden damit auf die Beobachtungsebene heruntergeholt werden. Wenn die Leute im Alltagsstress sind, müssen sie erstmal dazu gebracht werden, einen Schritt aus der Betroffenheit heraus zu machen, sodass sie die Sache tatsächlich sachlich angehen können. Es bringt nichts, zu hören «Das Kind ist aggressiv!» Das sind Zuschreibungen. Erst wenn wir am Punkt sind, wo wir über konkretes und beobachtbares Verhalten sprechen, kann ich mit der eigentlichen Beratung ansetzen.

Dann erfolgt eine Vorbesprechung. Auch dabei ist es wichtig, dass die Betroffenen am Boden bleiben. Es gilt, sich Ziele zu setzen. Diese dürfen nicht zu hoch gesteckt werden, sonst ist die Frustration vorprogrammiert. Sehr wichtig ist dabei auch, die Beteiligten als Fachpersonen anzusprechen. In vielen Fällen, die wir bearbeiten, geht es ganz klar um Menschen mit Autismus. Da gehe ich hin und repetiere mit den Mitarbeitenden, was sie über das Phänomen Autismus wissen. Damit bewege ich mich aus der Rolle derjenigen heraus, die Anweisungen gibt und trete in den fachlichen Diskurs. Es sind ja grade die Basics, die eigentlich jede Fachperson kennt, die einem im Alltag aus dem Blickfeld geraten. Man hat in einer Klasse nicht bloss das Kind, welches dieses bestimmte auffällige Verhalten zeigt, sondern noch viele andere, die ebenfalls nach Aufmerksamkeit verlangen. Auf jeden Fall verändert sich durch die fachliche Auseinandersetzung die Perspektive der Ratsuchenden. Die Mitarbeitenden

sind allesamt Fachleute und wissen eine Menge. Wenn sie sich darauf besinnen, kommen sie ganz von selbst auf Lösungsansätze.

In der Arbeit in der Klasse verwende ich wenn möglich Videoaufnahmen. Auch dies hat den Vorteil, dass man dadurch Material erhält, womit man auf der Beobachtungsebene arbeiten kann. Das ist nicht immer möglich. Dann verwende ich einen klassischen Beobachtungsbogen mit einer Zeiteinteilung, einer Spalte für reine Beobachtungen am Kind, einer mit den Reaktionen der übrigen Beteiligten. Natürlich ergibt sich hierbei die Schwierigkeit der Formulierungen. Wenn ich meine Notizen mit der Lehrkraft bespreche, darf es nicht passieren, dass sie diskreditiert wird. Gewissermassen ist ja auch die Lehrkraft ein Mensch, der in seiner Alltagswirklichkeit abgeholt werden will, sodass er überhaupt Veränderungen initiieren kann.

Wenn man, wie ich, von aussen kommt, dann fallen einem Dinge auf, die den Beteiligten in ihrem Alltag völlig normal vorkommen. Zum Beispiel sehe ich als Neuling in einer Situation zunächst die räumlichen Gegebenheiten. Es fällt mir zum Beispiel auf, welche Wege ein Schüler während einer Unterrichtssequenz macht. Ich habe da einen wirklich bezaubernden Jungen, der in der Regelschule integriert ist. Die Lehrerin hat das gut gemacht und ihm einen Einzelplatz ganz in ihrer Nähe zugewiesen, weil es an einem Doppelpult überhaupt nicht klappte. Dann und wann steht er auf und zeigt der Lehrerin seine Arbeit und holt sich Lob ab. Nun sitzt die Klasse in einem grossen «U». Und statt auf direktem Weg zu seinem Platz zurückzugehen, wandert mein Schützling aussen rum und probiert dabei gerne etwas «Ursache-Wirkungs-Beziehungen» aus, stösst den einen an, gibt anderswo Kommentare ab, provoziert etc. Das hat sich quasi eingebürgert, fällt niemandem mehr auf – der Junge ist einfach ein Störenfried für alle. Wenn man ihn nun anweist, direkt an seinen Platz zurückzugehen, ergeben sich viel weniger Störungen. Oft sind es Kleinigkeiten und keine schweren Themen, die den Unterschied machen.

Zusammenfassend heisst das: Jeder Fall ist ein Einzelfall – auf dieser Erkenntnis baut die ganze Beratung auf. Im Weiteren geht es darum, einen fachlichen Zugang zum Problem zu schaffen und drittens, die beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ihrer persönlichen und fachlichen Wirklichkeit ernst zu nehmen.

Sind diese Prämissen erfüllt, so kann eine Beratung erfolgreich sein.

Natürlich braucht es auch äussere Bedingungen, die erfüllt sein müssen. Es gibt Fälle, da sind wir nicht Beratende, sondern Appellierende. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn Eltern von Kindern, die bei uns in Therapie sind, an uns gelangen mit Klagen, dass es in der Schule schlecht laufe. Wir gelangen dann an die Schulen und bitten um ein Gespräch. Da sind die Voraussetzungen grundlegend anders.

Meist aber geht es von den Lehrpersonen aus, und wir werden avisiert. Manchmal sind es auch Schulleitungen, die uns kontaktieren. Sei es, weil eine Lehrkraft Alarm schlägt oder weil sie wissen, dass sie ein Kind integrieren werden, welches eine Diagnose aus dem autistischen Spektrum hat. Die Leitung erkundigt sich dann vielleicht, was für eine Integration vonnöten ist. Das sind dann die 5% der Fälle, wo wir

das Kind nicht kennen. Manchmal hilft da schon, dass ich auf Literatur oder weitere Informationsquellen verweisen kann.

Problematisch sind insbesondere Übergänge. Ein autistisches Kind, das seine Umgebung genau kennt, verursacht meist solange wenig Probleme, wie sich diese Umgebung nicht verändert. Das macht Übergänge zum Beispiel vom Kindergarten in die Unterstufe, oder von einer weiteren Stufe in die nächste zum Problem. Da ist eine Intervention unsererseits am ehesten angezeigt. Es lässt sich aber sagen, dass da meist eine abgebende Lehrkraft ist, welche die schützende Hand über ein Kind hält und uns ins Boot holt – oder eine neue, die sich der Aufgabe bewusst ist und Hilfe sucht.

Generell stellen wir fest, dass die Finanzen eine sehr grosse Rolle spielen. Die Formen von Integration oder Inklusion, die gegenwärtig salonfähig sind, stellen alle Beteiligten vom Kind über die Eltern bis zu den Lehrkräften vor hohe Anforderungen. Ich bin mir nicht immer sicher, ob bei der Frage um integrative oder separative Beschulung das Kindeswohl wirklich das entscheidende Kriterium ist. Dass die Begleitung eines Kindes mit besonderen Bedürfnissen auf jeden Fall etwas kostet, wird den Schulträgern erst langsam bewusst. Sicher ist eine gelungene Inklusion eine gute Sache und spart letzten Endes auch Kosten ein, aber es ist auch eine Investition, die man tätigen muss. Ich frage mich tatsächlich, ob die heutigen Integrationsmodelle genügend abgedeckt sind. Ich erlebe oft, dass es gerade die engagierten Lehrkräfte sind, die an der Aufgabe auszubrennen drohen.

Natürlich ist mein Visus auch ein spezieller. Ich arbeite seit 1991 mit dem Affolter-Modell. Aber das ist auch nur eine Herangehensweise von vielen. Da gibt es noch die Verhaltenstherapie, die mit dem TEACCH-Modell auch eine sehr interessante Methode entwickelt hat. Oder es kann wichtig sein, in der Beratung Erfahrungen mit dem Umgang mit Verhaltensschwierigkeiten aus dem ADHS-Spektrum einzubringen. Mir schwebt vor, dass sich Fachleute aus verschiedenen Richtungen zu einem Beraterkreis zusammenschliessen und sich Ratsuchende dann das herausuchen können, was ihnen in ihrer Alltagswirklichkeit am besten weiterhilft. Oft sind Probleme komplex und von mehreren Faktoren abhängig. Ausagierendes Verhalten kann zum Beispiel in Wahrnehmungsschwierigkeiten begründet liegen, daran arbeite ich. Es muss aber auch Verhaltensmanagement passieren, denn nur die Gründe zu kennen, ändert das Verhalten nicht unbedingt. Also wäre auch jemand mit diesem Fokus sicher nützlich. Wir haben so etwas an einem Kurs für Eltern verwirklicht. Der läuft nun schon seit Jahren sehr erfolgreich. Das Konzept ist zwar etwas aufwendig, funktioniert aber grossartig. Da sind von Anfang an drei Kursleitungen mit dabei. Jemand von uns, jemand mit dem TEACCH-Ansatz und noch jemand aus der unterstützten Kommunikation. Das sind drei Perspektiven auf dieselbe Sache. Aber auch das funktioniert nur, wenn sich die Experten untereinander austauschen und voneinander wissen. Im schulischen Alltag ist es nicht sinnvoll, dass eine Lehrkraft z.B. den Affolter-Ansatz als solchen übernimmt. Eine Lehrerin muss keine Affolter-Therapeutin sein, um mit Kindern mit Wahrnehmungsproblemen arbeiten zu können. Es ist deshalb auch

nicht konstruktiv, wenn eine Beraterin als «bessere Lehrkraft» auftritt, sondern sie soll ganz klar eine Expertin für ein ganz bestimmtes, eingegrenztes Gebiet sein. Die Rollen müssen klar sein, sonst kann ein ungesundes Gefälle entstehen. Je näher die Rollen einander sind – beispielsweise wenn Sonderklassenlehrpersonen Regelschullehrpersonen beraten – umso sorgfältiger muss die beratende Person auftreten. Interessanterweise sehe ich grosse Unterschiede, je nachdem ob ich in einer Wohnsituation mit Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen arbeite, oder ob ich es mit Lehrpersonen zu tun habe. Im Schulbereich scheint die Abgrenzung schwieriger zu sein. Vielleicht warten Lehrpersonen deshalb oft viel länger zu, bis sie sich Hilfe holen.

Wichtig scheint mir, dass man versteht, dass Beratung und Unterstützung nicht einfach ein zusätzliches Ämtli für Sonderschullehrerinnen und -lehrer sein darf, sondern eine anspruchsvolle Aufgabe darstellt. Zum einen erfordert das, dass man die nötigen Zeit- und Personalressourcen überhaupt zur Verfügung stellen kann. Dazu braucht man eine relativ hohe Personaldichte. Naturgemäss sind Beobachtungen von Schülern ja bloss zu Schulzeiten möglich, zu denen Lehrkräfte im Allgemeinen auch arbeiten. Das muss wirklich sorgfältig durchdacht werden.

Zum anderen ist es auch in methodisch-didaktischer Hinsicht etwas Neues, was da auf die Sonderschulen zukommt. Wie ich bereits schilderte, muss die beratende Person Kompetenzen im Bereich Gesprächsführung, Rollenklärung, Didaktik mit Erwachsenen, etc. mitbringen. Es reicht nicht, ein guter Sonderschullehrer oder eine gute Heilpädagogin zu sein. In der Beratung finde ich ein grundlegend anderes Setting vor als in der Arbeit mit Schülerinnen und Schülern. Ich bin daher der Meinung, Beraterinnen und Berater müssten über eine Ausbildung in Erwachsenenbildung verfügen. Bei uns hat eine Kollegin eine Mediatorenausbildung, eine andere eine Ausbildung in Systemischer Psychologie und ich selbst bin Erwachsenenbildnerin. Alleine aus der Therapieerfahrung heraus, oder weil ich vor Jahren selbst einmal Lehrerin gewesen bin, könnte ich diesen Job nicht mit gutem Gewissen machen.

Ich freue mich und begrüsse, dass das Thema Beratung und Unterstützung im neuen Sonderpädagogischen Konzept eine Aufwertung erfährt. Das ist eine entscheidende Gelingensbedingung für die Integration von Kindern mit besonderen Bedürfnissen. Aber ich habe auch gewisse Zweifel, ob das Konzept schon zu Ende gedacht ist.

Es muss allen Beteiligten klar sein, dass die Sache ans Budget geht. Ein professionell aufgezoogenes Beratungsangebot hat seinen Preis. Auf der anderen Seite muss für gutes Geld auch etwas Adäquates geboten werden. So einen Auftrag an Land ziehen zu können kann für Sonderschulen durchaus verlockend sein, doch sie stehen dadurch natürlich in der Pflicht – den Ratsuchenden aber auch dem eigenen Personal gegenüber. Die Ratsuchenden erwarten, dass ihnen die Beratung rasche Verbesserungen bringt. Und den Leuten aus den Sonderschulen, welche die Beratung durchführen, müssen die nötigen Ressourcen wie Zeit, Ausbildung, etc. zur Verfügung gestellt werden. Ich bin sehr gespannt, wie sich diese Sache entwickeln wird. Es ist auf jeden Fall eine grosse Chance mit dem neuen Son-

derpädagogik-Konzept – und man sollte sie unbedingt nutzen.

Eine Stunde hat das Gespräch gedauert, sie ist wie im Flug verstrichen. Brigitte Pastewka, soviel wird klar, schöpft aus dem Vollen. Was voll ist, hat notgedrungen nurmehr wenig Raum übrig, darum ist unser Gespräch auch bereits wieder zu Ende. Weitere Verpflichtungen rufen. Wie es scheint,

sind es diesmal aber familiäre. Das ist angesichts des fortgeschrittenen Abends irgendwie beruhigend. Das Tonband ist mindestens so voll mit hochinteressantem Rohmaterial wie der Kopf mit Eindrücken und Aha-Erlebnissen. Für das wirklich besondere und erhellende Gespräch danken wir Brigitte Pastewka ganz herzlich.

Stephan Herzer

Kein Schoggi-Job, aber doch der beste, den es gibt

Best Practice beim Heilpädagogischen Dienst St.Gallen-Glarus

Was man weiss und doch nicht kennt. Dass das heilpädagogische Berufsfeld ein sehr weites und vielfältiges ist, wird in unserem Mitteilungsblatt gerne und oft erwähnt. Und dennoch stösst man als Redaktor immer wieder auf Facetten unseres Berufes, die auch noch Erwähnung verdient haben. Da kommt unser Schwerpunktthema «Best Practice» gerade recht, wenn es darum geht, die Arbeit der Kolleginnen beim Heilpädagogischen Dienst St.Gallen-Glarus vorzustellen. Sie treten in der Schule kaum in Erscheinung und haben doch entscheidende Wirkung auf das Gelingen der Einschulung der jüngsten Schülerinnen und Schüler.

Der folgende Artikel ist auf Empfehlung aus unserer Leserschaft hin entstanden. Der dankbare Redaktor hat den Tipp gerne aufgenommen und darf Mitte Dezember im Gespräch mit Brigitta Chapuis Einblick nehmen in eine Welt jenseits seines Erfahrungshorizontes.

Entsprechend offen und unbefangen tritt er denn auch zum Gespräch an. Man könnte wohl auch sagen «ahnungslos». Schliesslich soll es heute um ganz ganz junge Kinder noch vor der Einschulung gehen – er selbst hat es im Normalfall mit Berufsvorbereitung und -Einstieg zu tun. Nach einem schwindelerregenden Aufstieg durch ein klassizistisches Treppenhaus, wird er zuoberst im St.Galler Bahnhofgebäude der Appenzeller Bahn von Brigitta Chapuis in Empfang genommen. Brigitta hat den Termin geerbt und steht dem Gespräch mit derselben offenen Erwartung gegenüber.

Die Voraussetzungen sind gut für die Annäherung der beiden Erfahrungswelten der Gesprächspartner, die verschiedener nicht sein könnten.

Die Heizungsrohre gluckern im Dachzimmer, wo man von den Begrüssungsfloskeln langsam zu den echten Fragen übergeht ...

Mitteilungsblatt (MB): Als Heilpädagogin auf der Oberstufe hatte ich noch nie mit euch zu tun. Den Heilpädagogischen Dienst kenne ich nur dem Namen nach. Von eurer Arbeit kann ich mir bloss sehr vage Vorstellungen machen.

Brigitta Chapuis (BC): Viele Lehrpersonen wissen zwar, dass es den Heilpädagogischen Dienst und die heilpädagogische Früherziehung gibt. Aber kennen tun uns die wenigsten. Ich war früher selbst Primarlehrerin und habe aus meiner damaligen Zeit noch Freundschaften mit Kolleginnen. Da sagte letztthin auch eine zu mir: «Wow, du hast ja wirklich einen Schoggi-Job. Den ganzen Tag ein wenig mit kleinen Kindern spielen – so cool!»

Ich finde meinen Beruf ja auch wirklich toll und möchte hier nicht mehr weg, aber der Job umfasst durchaus auch andere Tätigkeiten, als mit herzigen Kinderlein zu spielen. Angefangen mit der Förderplanung ...

MB: Anfangen ist ein gutes Stichwort. Ihr fangt ja eigentlich noch vor dem eigentlichen Anfang an. Jedenfalls vor der Einschulung. Vor eurer Intervention gibt es keine pädagogischen Einflüsse von ausserhalb der Familie, die Kinder sind also noch ganz und gar unberührt von jeglicher institutionalisierten Erziehung. Wo fangt ihr an?

BC: In der Tat. Wir fangen natürlich an sehr unterschiedlichen Punkten an. Einige Kinder werden schon im Säuglingsalter bei uns angemeldet. In diesen Fällen kann man davon ausgehen, dass eine medizinische Diagnose vorliegt. Down Syndrom zum Beispiel, oder Spina Bifida, eine Körperbehinderung. Mit ihnen fangen wir wirklich früh an, ganz nah am eigentlichen Anfang also.

Eine weitere Gruppe von Kindern kommt zu uns in einem Alter zwischen zwei und drei Jahren, wenn es um den Spracherwerb geht. Das heisst, sie fallen auf, wenn dieser ausbleibt und sie nicht zu sprechen beginnen. Ihre Diagnosen sind in der Regel unklarer, werden auch weniger von Ärzten und zunehmend von Psychologinnen und Psychologen ausgestellt.



Seit dem Primarlehrerdiplom 1987 unterrichtete **Brigitta Chapuis** auf verschiedenen Stufen der Regelschule und an Sonderklassen. 2005 erfolgte der Wechsel in den Sonderpädagogikbereich. Sie absolvierte das Heilpädagogikstudium an der HfH mit Schwerpunkt geistige Behinderung, hielt weiter Unterricht an der HPS, am HPD, zwischenzeitlich als SHP und seit 2013 wieder am Heilpädagogischen Dienst.

Die ältesten Kinder sind die, welche anlässlich des Eintritts in den Kindergarten zu uns stossen. Sie haben sich vielleicht bis dahin durchgeschlängelt und fallen erst im direkten Vergleich zu ihren Altersgenossinnen und Altersgenossen auf.

Der Zeitpunkt, an dem wir mit den Kindern zu arbeiten beginnen, ist aber in erster Linie von den Eltern abhängig. Wir verstehen unsere Arbeit als Angebot und Dienstleistung. Eine Schulpflicht oder etwas Ähnliches besteht ja noch nicht. Alles beruht auf der Freiwilligkeit der Eltern. Das hat den Vorteil, dass die Akzeptanz unseres Schaffens grundsätzlich recht hoch ist.

MB: Grundsätzlich?

BC: Nun, man darf nicht vergessen, dass es bei alledem natürlich auch um Leidensdruck geht. Die Eltern haben oft schon einen regelrechten Trauerprozess hinter sich, wenn sie sich bei uns melden. Je nach Schwere der Beeinträchtigung ihres Kindes baut sich der Leidensdruck halt schneller oder langsamer auf oder er kommt eher von aussen. Wir hatten auch schon Familien, die sich gemeldet haben, weil ihnen Nachbarn oder Verwandte mit der KESB gedroht hatten. Die KESB käme, wenn sie sich nicht an uns wenden würden.

Weil wir vorschulisch arbeiten, arbeiten wir im Familiensystem. Dadurch stellt sich eine weitere Herausforderung. Es ist gerade für Mütter oft nicht einfach, jemanden bei sich hereinschauen zu lassen. Sie schämen sich vielleicht oder befürchten Kritik an ihrer Erziehung. Auch sind Kinder mit Beeinträchtigungen nicht selten eine Belastung für Familien, da hängt schon mal der Haussegen schief oder der Haushalt ist nicht ganz penibel geführt. Da sind anfänglich oft Widerstände zu spüren. Die Eltern wissen ja auch nicht, was auf sie zukommt. Wenn sie skeptisch sind, dass unsere Arbeit etwas für ihr Kind wäre, bieten wir eine Art Probezeit an. Wir gehen ein paar Mal hin und sie entscheiden dann, ob das Angebot weitergeführt werden soll oder nicht. Die Freiwilligkeit ist zu jeder Zeit gegeben. Auch wenn man ehrlicherweise sagen muss, dass diese Freiwilligkeit nicht immer ganz und gar ohne äusseren Druck (z.B. KESB, Schule, ...) zustande kommt.

MB: Interessant finde ich die Schnittstelle zwischen vorschulischer Früherziehung und der ersten Zeit im Kindergarten, wo ihr quasi neben der SHP in ISF hergeht.

BC: Diese Altersgruppe 4 bis 6 unterscheidet sich tatsächlich administrativ von der Gruppe 0 bis 4. Während bei den jüngeren Kindern der Kanton die Kosten trägt, tragen sie bei den Kindergärtnern die Schulgemeinden. Daher ist bei einer Anmeldung zwingend auch der Schulpsychologische Dienst beizuziehen. Von der Art der Arbeit unterscheiden wir uns aber von der ISF SHP. Wir arbeiten auch bei der Gruppe 4 bis 6 ausschliesslich in den Familien. Wir tauschen zwar mit den Lehrpersonen aus, an Runden Tischen etwa, aber unsere Arbeit tangiert die der SHP wenig.

MB: Du sprichst gerne in der «Wir-Form». Auf der Homepage lese ich von verschiedenen Teams in mehreren Regionen. Wer ist dieses «Wir» und wie setzt es sich zusammen?

BC: Also zunächst sind wir ausschliesslich Frauen. Der einzige Mann bei uns arbeitet auf dem Sekretariat. Die meisten sind nicht ganz unerfahren und haben schon als Kindergärtnerin oder auf der Unterstufe gearbeitet. Das erleichtert übrigens ebenfalls die Akzeptanz in den Familien. Einige haben die

HfH gemacht, andere sind klinische Heilpädagoginnen aus einer anderen Hochschule. Sie haben zum Teil kein Lehrerdiplom. Die älteren unter uns haben den Kurs an der HfH gemacht, mit dem man sich damals zur Früherzieherin weiterbilden lassen konnte. Den Kurs gibt es so nicht mehr. Neuerdings sind einige Kolleginnen dazugekommen, welche den neuen Masterstudiengang Früherziehung absolviert haben. Insgesamt sind wir etwa dreissig Frauen. Wir sind in regionalen Teams organisiert. Das Team SG versorgt die Stadt und das Rheintal und ist das grösste. Dann gibt es ein Team für das Fürstenland, wo ich dazu gehöre, es nennt sich Team Wil, und ein drittes für das SG Oberland und Glarus, es heisst Team Ziegelbrücke. Darum auch der Name «Heilpädagogischer Dienst St.Gallen-Glarus». Früher waren auch die Appenzeller dabei, aber die haben sich im Laufe der Zeit selbst organisiert. Das ist historisch so gewachsen. Wir arbeiten den grössten Teil der Zeit allein. Die Teams treffen sich alle drei Wochen zu einer Sitzung.

MB: Ihr scheint eine sehr heterogene Gruppe von Individualistinnen zu sein.

BC: Das ist einerseits richtig und es hat mit der Heterogenität unserer Klientel zu tun. Unsere Aufgaben sind sehr vielfältig, weil auch die Bedürfnisse der Kinder in den ersten Lebensjahren und hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Beeinträchtigungen sehr stark auseinandergehen. Unser Verein ist nicht staatlich organisiert. Gegründet wurde er zur Zeit, wo auch die ersten Heilpädagogischen Schulen entstanden sind. Viele Eltern hatten damals das Bedürfnis, ihre Kinder bereits vor dem Schuleintritt zu fördern und nicht zu warten, bis sie schulpflichtig werden. Dadurch ist er Stück für Stück und ganz bedürfnisorientiert zu seiner heutigen Form gewachsen.

Andererseits denke ich nicht, dass die Arbeitsweise einer klinischen Heilpädagogin sich grundsätzlich von der einer schulischen unterscheidet. Wir haben unsere Kinder und müssen auf sie eingehen. Die Verrichtungen, die wir machen, sind auf die Kinder abgestimmt und nicht auf die Art der Ausbildung. In gewisser Weise liegt die Gemeinsamkeit sowohl bei den Kindern wie bei den Früherzieherinnen darin, verschieden zu sein.

Jede Mitarbeiterin hat ihre speziellen Kompetenzen. Auf der Homepage findet man eine ganze Reihe von verschiedenen Methoden, TEACCH, Unterstützte Kommunikation, Basale Kommunikation, Marte Meo, Affolter, etc. mit denen wir arbeiten. Natürlich kann da nicht jede alles, aber wir können uns vernetzen und gegenseitig stützen wir uns. Die interne Weiterbildung hat bei uns einen sehr hohen Stellenwert. Auch die regelmässige Supervision ist wichtig. Und vieles läuft natürlich auch informell, man trifft eine Kollegin zum Mittagessen und tauscht sich laufend aus.

MB: Ihr habt es oft mit medizinischen Diagnosen zu tun, arbeitet mit Kinderärzten und dem Kinderspital zusammen. Seid ihr dem Ursprung der Heilpädagogik, die ursprünglich ja aus der Medizin und der Psychiatrie hervorging, noch näher als die schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagoginnen?

BC: Nein – den Anspruch zu heilen haben auch wir nicht. Aber wir haben uns natürlich stärker mit Krankheitsbildern und medizinischem Fachjargon auseinanderzusetzen, als jemand, der in der Regelschule arbeitet. Ich habe zum Bei-

spiel gegenwärtig ein Kind mit Achondroplasie, eines mit myotoner Dystrophie, das ist eine Muskelerkrankung, eins mit Spina Bifida und Wasserkopf. Darüber muss ich schon Bescheid wissen. Unsere individuelle Weiterbildung geht denn auch oft in medizinische Themen. Das ist sehr wichtig, denn die pädagogische Ausbildung allein reicht da nicht aus. Da geht es aber nicht um ein grundlegend anderes Denken, es hilft einfach, zu verstehen, womit wir es zu tun haben. Ausserdem treffen wir gelegentlich auch Eltern an, die zunächst denken, wir machen ihr krankes Kind wieder gesund. Gerade bei Familien aus anderen Kulturkreisen, aus der Türkei etwa, erlebe ich es manchmal, dass Eltern denken, dass auf ihrem Kind der böse Blick liege und wir es davon befreien könnten.

Im Unterschied zur Schulischen Heilpädagogik sehe ich meine Arbeit also viel stärker im Familiensystem drin. Also hat die Elternarbeit einen viel grösseren Stellenwert. Ich meine, ich gehe jede Woche vorbei, bin jede Woche Gast in dieser Familie und weiss nie genau, was mich da erwartet. Haben sie eine gute Woche gehabt oder eine schwierige? Geht es dem Kind gesundheitlich gut oder hat es Schwierigkeiten? So entsteht bei vielen Familien mit der Zeit ein starkes Vertrauensverhältnis. Ich glaube, das ist wirklich ein grosser Unterschied zu den Schulen, weil wenn ich an die Schule denke, erlebt man da den Elternkontakt vielfach als etwas Belastendes. Ich meine, ich betreue schwierige Kinder im Kindergarten, also sicher nicht die einfachsten. Da ist dann natürlich der Kontakt mit den Eltern belastet. Wir arbeiten sehr nahe mit ihnen zusammen. Vielleicht bin ich da und dort auch nicht immer gleicher Meinung wie die Eltern, aber ich merke schon, sie tun ihr Bestes.

Da meine Arbeitsorte stets wechseln und ich nicht auf meine eigenen Strukturen zurückgreifen kann, muss ich sehr flexibel sein. Ich bin ja Gast und habe mich anzupassen. Ich habe nicht mein eigenes Zimmer oder meinen eigenen Schrank, woraus ich etwas zücken kann, wenn es mal nicht so läuft wie geplant. Ich steige am Morgen in mein Auto und packe da die Sachen hinein, die ich für jedes Kind brauche. Dann arbeite ich vielleicht in einem vollgestellten Wohnzimmer, oder es gibt eine Ecke für uns. Sehr feudal ist natürlich, wenn es ein Kinderzimmer gibt, wo wir arbeiten können. Manchmal bin ich mit dem Kind allein und manchmal habe ich Publikum. Ich hatte schon mal ein Sofa voller Leute, die mir zugesehen haben, wie ich mit dem Kind spiele. Es ist wirklich überall anders. Das macht es spannend, aber manchmal auch anstrengend. Bis zum Mittag habe ich zwei Kinder besucht und am Nachmittag geht es so weiter.

Anderes ist gleich. Auch ich erstelle eine Förderplanung und übersetze sie in «Lektionen». Bei uns nennen wir das «Einheiten». Eine Einheit entspricht einer Stunde. Die Zeit verteilt sich auf die Durchführung (zwei Drittel) und ein Vor- und Nachbereitung (ein Drittel). Wir haben 40 mal 2 Einheiten pro Jahr pro Kind zur Verfügung. Eine solche Förderplanung umfasst also ein Jahr. Aber in dem Alter lässt sich die Entwicklung oft schlecht voraussehen. Die Förderplanung wird laufend angepasst. In meinen Lektionen spiele ich ja tatsächlich mit dem Kind. Aber ich gehe natürlich anders ans Spiel heran, als z.B. die Eltern. Also ich spiele nicht einfach das, was mich lustig dünkt, sondern gehe mit einer Vorstellung an die Sache heran, was ich konkret mit dem Kind erreichen will. Es geht darum, das Kind möglichst viel erfah-

ren zu lassen. Das kann zum Beispiel so aussehen, dass wir Dinge eine Röhre runterlassen. Das eine Ding rutscht ganz schnell durch, ein anderes langsam und ein drittes passt gar nicht hinein. Oder wir basteln und erleben, dass auf einmal der ganze Leim aus der Tube kommt, oder dass die Hölzchen durch die Gegend fliegen. Es ist entscheidend, mit dem Kind in diesen Prozess zu gehen, also nicht nur sprachlich auf es einzureden, sondern echt dabei zu sein.

MB: Du sprichst an, dass die erforderliche Flexibilität auch anstrengend sein kann.

BC: Ja natürlich kann das anstrengend sein. Aber das gehört zur Natur der Sache. Viel belastender ist es allerdings, wenn man seine Arbeit in strukturellen Unsicherheiten erledigen muss. In diesem Sinne haben wir einige sehr anstrengenden Jahre hinter uns. Sehr vieles wurde in den letzten sieben Jahren neu organisiert. Angefangen hat es mit dem Rückzug der IV, wo der Kanton übernehmen musste und erst mit dem neuen Sonderpädagogik-Konzept kehrte etwas Ruhe ein. Dazwischen lagen Jahre der Unsicherheit, wie es mit dem Dienst weitergehen sollte. Wir wussten nicht, ob die Schulgemeinden die Kosten für unsere Arbeit mit Kindergartenkindern übernehmen würden. Der Kanton machte ja klar, dass er nach der Einschulung keine Früherziehung mehr übernimmt. In der ganzen Zeit wussten wir nicht, wie viele von den bekannten Strukturen bleiben würden. Es war auch mal die Rede davon, den Heilpädagogischen Dienst aufzuteilen und teilweise den Heilpädagogischen Schulen anzugliedern. Das wäre politisch keine gute Idee gewesen, weil man damit wohl stärkere Widerstände seitens der Eltern hervorgerufen hätte. Dann hat uns natürlich mit dem Wegfall der Defizitgarantie auch die Finanzierung beschäftigt – da ging es uns ja nicht anders als den Sonderschulen. Viele viele Fragezeichen. Insgesamt ist jetzt einiges klar, anderes ist noch offen. So haben wir bislang zum Beispiel noch keinen neuen Berufsauftrag erhalten. Alle anderen haben den, aber für die Familie aufsuchenden Dienste (HPD, Obvita, APD) ist er erst in Erarbeitung. Bisher konnte der HPD dazu noch keine Stellung nehmen. Rund 40% werden wir durch den Kanton finanziert, 60% tragen die Schulgemeinden. Wir sind daher sehr interessiert an einem aktuellen Berufsauftrag.

MB: Ihr habt bis jetzt keinen ausformulierten Berufsauftrag. Aber ihr habt sicherlich eine Art Profil. Was muss eine Bewerberin mitbringen, die bei euch anfangen möchte?

BC: Also ich glaube, bevor man sich bewirbt, muss man sich bewusst sein, dass man relativ oft alleine unterwegs ist. Das darf einem nichts ausmachen. Man sollte nicht ungern Auto fahren, zumindest Auto fahren können, sonst wird es schwierig. Man muss sich bewusst sein, dass man es mit sehr

Heilpädagogischer Dienst St.Gallen-Glarus

1968 gegründet als Verein Heilpädagogischer Dienst St.Gallen-Appenzell-Glarus ist der HPD seither stetig gewachsen, 1990 Eröffnung von Zweigstellen. 2008 Ablösung des Kantons Appenzell, gleichzeitig Übertragung der Sonderpädagogik von der IV an die Kantone und wieder Zusammenlegung der Zweigstellen. Versorgungsauftrag für den Kanton St.Gallen für alle Kinder mit Behinderung und/oder Entwicklungsbeeinträchtigung, analoger Leistungsauftrag mit dem Kanton Glarus. Beschäftigt sind derzeit 35 Personen.

komplexen Systemen zu tun haben wird und dazu noch mit vielen Fachleuten und man muss sehr gerne Kinder haben und Menschen allgemein.

Ich glaube, die meisten von uns sind Idealisten, sonst geht das nicht. Flexibel und offen muss man sein. Und bereit, immer wieder seine Meinung anzupassen, oder mehr noch, sich selbst anzupassen. Du kommst vielleicht in eine Familie und machst dir einen ersten Eindruck. Und den soll man nicht einfach zementieren, sondern man soll bereit sein, zusammenzuwachsen, einander entgegenzukommen und das geht nur, wenn beide (!) Seiten Neues dazulernen.

MB: Worin bestehen die grossen Belastungen?

BC: Im selben Bereich manchmal. Schwierig wird es, wenn du in einer Familie nicht weiterkommst. Oder du siehst, ich sage es mal negativ, was nicht gut läuft. Manchmal kannst du nichts ändern, sondern kannst nur aushalten. Oder wenn eine Entwicklung nicht so läuft, wie man es sich so vorstellt, dann musst du es auch einfach aushalten. Das kann belasten. Weil eigentlich hast du ja das Gefühl, dass etwas passieren sollte. Manchmal ist es aber auch schwierig, wenn du mit den Eltern auf keinen gemeinsamen Nenner kommst, wenn die Kindergärtnerinnen ganz andere Ansprüche an dich haben, welche du nicht erfüllen kannst – oder an das Kind. Das sind anspruchsvolle Situationen. Oder auch wenn du einer Familie sagen musst, dass es schwierig werden wird

im Regelkindergarten und man eine Sonderbeschulung ins Auge fassen muss. Wir müssen das ja nicht entscheiden, aber mitunter fragt mich eine Mutter schon: «Wo siehst du mein Kind?» Und gerade wenn ein Kind wohl Fortschritte macht, aber im Vergleich zu Gleichaltrigen viel langsamer – solche Dinge beschäftigen einen.

Eine knappe Stunde ist mittlerweile vergangen. Das vorliegende Interview stellt natürlich bloss eine Zusammenfassung eines Gesprächs dar, das in Schlaufen und Verästelungen verlief und unmöglich in gedruckter Form wiedergegeben werden kann. Draussen ist der Regen in Schnee übergegangen. Die Heizungsrohre plätschern immer noch. Der Fragesteller ist beeindruckt, dass auch ganz offene Erwartungen leicht übertroffen werden können. Seine letzte Frage zeigt dies ziemlich deutlich.

MB: Ich denke, wir haben ganz vieles im Kasten und haben die Thematik doch nur gestreift. Gibt es eine Frage, die du gerne noch gestellt bekommen hättest? Hast du etwas noch nicht gesagt, was du hättest loswerden wollen?

BC: (Brigitta lacht) Habe ich gesagt, dass ich meinen Beruf mega schön finde und dass ich sehr gerne so arbeite? Ja, das habe ich!

Stephan Herzer

*«Während meines 9-jährigen Eingewekktseins
an einem Augsburger Realgymnasium
gelang es mir nicht,
meine Lehrer wesentlich zu fördern.»*

Bertolt Brecht

Kontaktadressen

KSH-Vorstand

Daniel Baumgartner
Präsident
SPD-Vorstand
KLV-Delegierter
Bogenstrasse 83, 9230 Flawil

Simone Zoller-Kobelt
Vizepräsidentin
Homepage-Supporterin
KLV-Delegierte
Turnerstrasse 6, 9000 St.Gallen

Susanne Schwyn-Jörg
Kassierin (Übergabe)
KLV-Delegierte
Gmeindweg 10, 9410 Heiden

Stephan Herzer
Redaktion Mitteilungsblatt
Mitglied SoPäK LCH
KLV-Delegierter
Paradiesstrasse 14, 9410 Heiden

Denise Heinzmann
Netzwerk Fachpersonen für
sonderpädagogische Massnahmen
Holzwiesstrasse 25a, 8645 Jona

Andrea Benzoni
Adressverwaltung
Versand Mitteilungsblatt
KLV-Delegierte
Sigristenacker 13, 8722 Kaltbrunn

Thomas Osterwalder
Aktuar
KLV-Delegierter
Neulandenstrasse 25, 9500 Wil

Ruth Fritschi
LCH-Geschäftsleitung
KLV-Vorstand
Haushaldenstrasse 6, 8374 Dussnang

Jeannette Saner
Beisitz
KLV-Delegierte
Kassierin (Übernahme)
im Stadelacker 11, 9212 Arnegg

PK I

Jacline Gmünder
Neudorfstrasse 7, 9442 Berneck

PK II

Silvia Marxer
Dreilindenstrasse 44, 9011 St.Gallen

PK III

Guido Poetzsch
Rickenstrasse 37, 8737 Gommiswald

Geschäftsprüfungs- kommission KSH

Anne Wimmer
Im Müsli, 8592 Uttwil

Mägi Bauer
Weitegasse 15, 9320 Arbon

IMPRESSUM

Das Mitteilungsblatt der KSH erscheint 2x pro Jahr.
Ausgabe Nr. 40, Januar 2018
www.ksh-sgai.ch

Herausgeber
Konferenz der Schulischen
Heilpädagoginnen und Heilpädagogen
der Kantone St.Gallen und Appenzel
Innerrhoden

Präsidium
Daniel Baumgartner, 9230 Flawil
daniel.baumgartner@hpsflawil.ch

Redaktion
Stephan Herzer, 9410 Heiden
stephanherzer@bluewin.ch

Druck
ERNi Druck und Media AG
8722 Kaltbrunn

Auflage
800 Exemplare

**Versand/Adressverwaltung/
Adressänderungen**
Andrea Benzoni-Gübeli, 8722 Kaltbrunn
andrea.benzoni@bluemail.ch

Redaktionsschluss
KSH-Mitteilungsblatt Nr. 41,
August 2018
7. Juli 2018

Bildnachweise
S. 2: Daniel Baumgartner
S. 7: Peter Steinmann
S. 10: Anja Caduff
S. 16: Brigitta Chapuis
Übrige: Stephan Herzer

Weitere aktualisierte
Informationen unter

www.ksh-sgai.ch

P.P.

8722 Kaltbrunn

DIE POST 